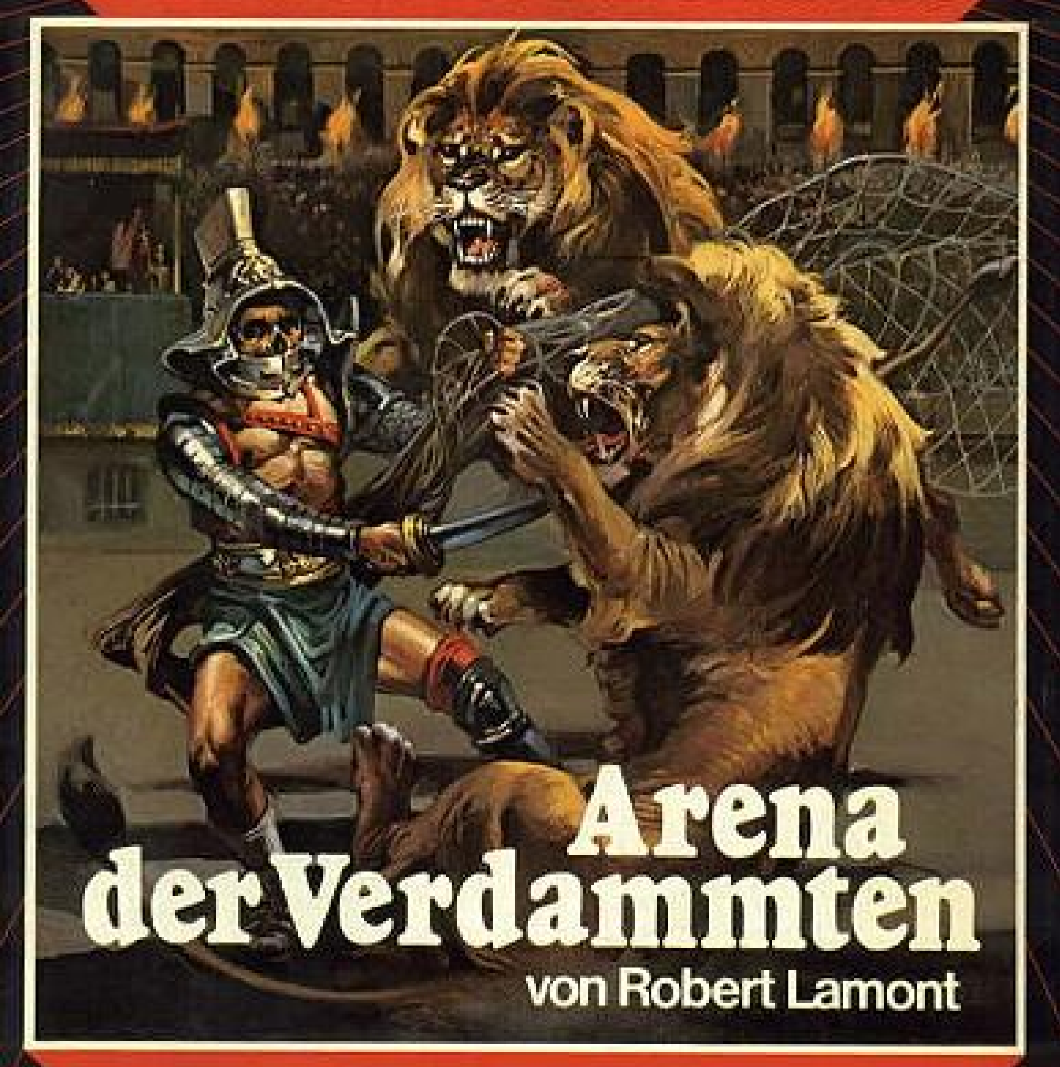
1.20 DM/Band 92

Neuer Roman

BASTEI

PROFESSOR ZAMORRA

Der Meister des Übersinnlichen



Arena der Verdammten

von Robert Lamont



Arena der Verdammten

Professor Zamorra Nr. 92

von A.F. Morland

erschienen am 27.12.1977

Arena der Verdammten

Er ist eine schreckliche Legende, und er war zu Lebzeiten grausam, gnadenlos und tödlich.

An seinem Schwert klebte das Blut unzähliger unglücklicher Menschen, die ihm in der Arena der Verdammten entgegentreten mußten.

Sein Leben endete im Jahre 164 vor Christus - und doch gibt es ihn noch heute. Keiner ist in der Lage, ihn zu bezwingen. Heute wie damals tötet er alle seine Gegner, und er tut es mit satanischem Vergnügen.

Denn er ist der Gladiator des Grauens.

Wie ich dieses Hotel hasse! dachte Tony Cannon voller Abscheu.

Er saß in einem der bequemen, stinkvornehmen Sessel, hatte den Kopf zurückgelegt und die Augen geschlossen. Teuerster Luxus umgab ihn. Die Wände waren mit Rosenholz getäfelt. Es gab selbstverständlich ein Farb-TV-Set, Radio, Telefon, und die Klimaanlage sorgte Sommer wie Winter für konstante, angenehme Temperaturen.

Die Gäste des Hotel »Residence« waren fast ausnahmslos betuchte Leute. Andere hätten sich die horrenden Zimmerpreise nicht leisten können. Das Hotel stand mitten in Manhattan, nicht weit vom Central-Park entfernt, ein Prachtbau mit unzähligen Etagen. Cannon hatte sie noch nicht gezählt, aber es mußten so an die dreiundzwanzig sein. Ein Bienenstock mit Hunderten von größeren und kleineren Waben, in denen Schicksale wohnten und nach einer Weile wieder auszogen, um anderen Schicksalen Platz zu machen.

Einige blieben länger. Wie Tony zum Beispiel.

Er hatte keinen Beruf, hatte in seiner Jugend, die noch nicht allzu lange zurücklag, zu nichts Ausdauer gehabt, hatte eine Weile studiert, das Studium jedoch bald an den Nagel gehängt, hatte mit einem Kompagnon eine Firma gegründet, war damit pleite gegangen, hatte angefangen, sich um hübsche reiche Frauen zu bemühen und bald entdeckt, daß er auf diesem Gebiet mehr Erfolg hatte als auf jedem anderen, denn er sah hervorragend aus mit seinem schwarzen vollen Haar, den dunkelbraunen warmen Augen, dem scharfgeschnittenen Gesicht. Er war groß und schlank und hatte schmale Hüften, was den Frauen und Mädchen an ihm besonders gefiel.

Als er seine wahren Fähigkeiten erkannt hatte, wurde er Hochstapler, und auf diese Tour reiste er nun schon seit acht Jahren kreuz und quer durch die Staaten.

Doch mit einemmal klebte er fest - und deswegen haßte er das Hotel »Residence« so sehr. Es ließ ihn nicht mehr los. Mochte der Teufel wissen, was es war. Mehrmals hatte er schon versucht, von hier wegzugehen. Er hatte es bis zum heutigen Tag nicht geschafft, und es lag bestimmt nicht bei ihm, denn er war nach wie vor ein Wandervogel.

Irgendwie ging es in diesem gewaltigen Hotelkomplex, der wie eine kleine, in sich geschlossene Stadt wirkte, nicht mit rechten Dingen zu. Irgend etwas war hier faul.

Niemand wollte dieses Thema gern berühren, doch es war vorhanden, schwebte über den Köpfen der Leute und bedrückte sie auf eine eigenartige, vielleicht sogar unheimliche Weise, ohne daß sie sich dagegen hätten wehren können.

Unheil wohnte im »Residence«. Jawohl, Tony Cannon hatte den Mut, dies festzustellen, obgleich es unter Umständen gefährlich sein konnte,

solche Dinge zu denken.
Er erinnerte sich an das gräßliche Wimmern, das ihn in der vergangenen Nacht erschrocken im Bett hochfahren lassen hatte. Er entsann sich der markerschütternden Klagelaute in der Vorwoche, und wenn er sich Tags darauf dann umhörte, was denn eigentlich passiert war, begegnete er überall nur verschlossenen Mienen, und keiner war imstande, ihm darüber eine Auskunft zu geben, die ihn befriedigt hätte.
Man *wollte* nicht darüber reden.
Man hatte heillose Angst, bloß daran zu denken.
Sogar in den Augen des Hoteldirektors Hyram Manson hatte Tony Cannon diese Furcht schimmern gesehen. In all den langen, stillen Gängen schlich etwas umher, das für die Menschen, die hier wohnten, eine unsichtbare, jedoch fühlbare permanente Gefahr darstellte.
Cannon blickte auf seine Uhr.
Es war gleich Mitternacht. Er erhob sich, denn er hatte noch etwas vor. Er hatte dringend Geld nötig. Seine Taschen waren so leer wie ein Windsack bei Flaute. Er mußte etwas unternehmen, und er wußte seit Tagen schon, was.
Mit federnden Schritten begab er sich zum Fenster.
Zehn Etagen lagen unter ihm, als er sich behende auf den Mauervorsprung hinausschwang. Da er absolut schwindelfrei war, machte es ihm nicht das geringste aus, in die Tiefe zu sehen.
Dort unten fuhren die Autos immer noch dichtgedrängt die Straße entlang. Ende der Broadwayvorstellungen. In einer Stunde würde der Verkehrsstrom endlich versiegt sein.
Langsam glitt Cannon an der kalten Wand entlang. Nebenan war eine Suite von Tanja Solares, einer gefeierten Tänzerin, die so viel Schmuck besaß, daß sie den, den Tony Cannon ihr klauen wollte, kaum vermissen würde.
Der kühle Wind spielte mit Tonys schwarzem Haar. Behutsam tastete er sich weiter. Auf seinem Weg nach drüben gab es nicht die geringsten Schwierigkeiten. Er trug Schuhe mit rutschfesten Gummisohlen, die noch dazu den Vorteil hatten, kein verräterisches Geräusch zu verursachen.
Irgendwo knallte ein Sektkorken. Eine dumpfe Männerstimme sagte etwas. Darauf lachte ein Mädchen schrill und pflichtschuldig.
Man kennt das, dachte Tony verdrossen. Der reiche Herr und das arme Mädchen, das sich vom Bankkonto des alten, schon fast senilen Freundes blenden läßt. Das alte Spiel überall auf der Welt. Womit sich wieder einmal bewahrheitete, daß jeder Mensch seinen Preis hatte. Auch ein blutjunges, bildschönes Mädchen. Cannon fand, daß diese Girls, die sich dazu hergaben, ebenso verkommen waren wie er, der Hochstapler, der soeben im Begriff war, ein paar Juwelen zu stehlen.

Als er das Nachbarfenster erreicht hatte, blieb er einen Moment reglos stehen.

Tanja Solares war um diese Zeit noch in der Oper. Sie gab hier ein viel bejubeltes Gastspiel. Tony hatte die Kritiken gelesen. Sie waren ausnahmslos gut gewesen. Selbst die giftigsten Schreiberlinge hatten dieser großen Tänzerin ein einmaliges Talent bescheinigen müssen.

Cannon holte sein Springmesser aus der Hosentasche. Damit kitzelte er den Riegel aus der Verankerung, und sobald dies geschehen war, öffnete er mühelos das Fenster, um dann lautlos und geschmeidig in die Suite der abwesenden Tänzerin einzusteigen.

Sie schien nicht viel von peinlicher Ordnung zu halten. Auf Stühlen und Sesseln und auch auf der Couch lagen ihre Kleider herum. Mehrere Schuhpaare bevölkerten den weichen Teppich.

Dieser Hang zur Unordentlichkeit kam Tony Cannon sehr gelegen, denn Menschen mit diesem Wesenszug schließen wohl kaum jemals sorgfältig ihren Schmuck weg.

Als er das Schlafzimmer der Tänzerin betrat, huschte ein zufriedenes Lächeln über sein Gesicht. Er hatte recht. Dort auf der Kommode stand die Schmuckschatulle. Sie war unverschlossen - ja sogar offen. Perlenketten hingen über ihren Rand, und ein Armreif aus gehämmertem Platin lag daneben.

Cannon suchte sich die besten Stücke aus.

In dem Augenblick, wo er den Rückzug antreten wollte, vernahm er Schritte, und dann wurde die Tür so schnell aufgeschlossen, als wisse man, daß sich ein Einbrecher in dieser Suite befand, den man augenblicklich dingfest machen wollte.

Cannon sah sich nervös um.

Verflucht noch mal, warum war er hier nicht schon früher eingestiegen? Wieso hatte er sich so lange damit Zeit gelassen? Was hatte ihn veranlaßt, so lange im Sessel sitzenzubleiben und über dieses gottverfluchte Hotel nachzudenken?

Mit weiten Sätzen flog er auf den Kleiderschrank zu. Blitzschnell riß er eine der Lamellentüren auf, die er hinter sich gleich wieder schloß.

Und dann flammte die helle Deckenleuchte auf.

Tanja Solares war zurückgekommen!

***

Man trifft nicht oft gute Freunde von einst wieder, Menschen, die einem früher viel bedeutet haben, mit denen man Pferde stehlen gegangen wäre. Es ist zumeist ein Zufall, wenn einem ein echter Kamerad aus der Vergangenheit plötzlich über den Weg läuft. Manchmal erlebt man danach eine herbe Enttäuschung, denn man stellt fest, daß man nicht mehr die gleichen Interessen wie früher hat, und es berührt einen direkt peinlich, wenn man erkennt, daß man sich

im Grunde eigentlich nichts mehr zu sagen hat.

Das Leben ging eben weiter. Man wurde von vielen Erlebnissen zu dem geprägt, was man jetzt war und paßte nun nicht mehr zu dem Kameraden, mit dem man einst den Bär losgelassen hatte.

Aber es gibt auch den konträren Fall.

Ihn erlebte Bill Fleming. Der Naturwissenschaftler und Historiker hatte in der Centre-Street zu tun und kam am New Yorker Police Headquarters vorbei. Da kam ein Kerl die Stufen heruntergeschossen, als hätte er dort oben einen kräftigen Tritt in den Hintern gekriegt. Um ein Haar hätte er Bill über den Haufen gerannt.

»Entschuldigung!« stieß der kräftige rothaarige Mann hastig hervor und wollte weiterlaufen.

Die Stimme machte Bill jedoch stutzig. Sie riß ihn förmlich aus seinen Gedanken. Der Mann war bereits fünf Meter von ihm entfernt, als die Relais in Bills Kopf zu klicken anfingen. Er drehte das Rad der Zeit zurück. Stichworte fielen ihm dazu ein: Universität. Studentenheim… Und plötzlich war ein Name da. Ein Name, der haargenau zu dieser Stimme paßte, die Bill gerade gehört hatte: Jim Socco!

»Jim!« rief Fleming, als es bei ihm gezündet hatte, und der Rothaarige zuckte herum, als hätte ihn ein Peitschenhieb genau zwischen den Schulterblättern erwischt.

Plötzlich hatte er es nicht mehr eilig.

Die grauen Augen traten ihm weit aus den Höhlen, es bestand schon fast die Gefahr, daß sie herausflogen.

Er breitete die Arme aus und fing mitten auf der Straße herzlich zu lachen an. »Bill!« schrie er, und die Freude übermannte ihn sichtlich. »Mein Gott, Bill Fleming! Das… das darf's doch nicht geben!«

Sie liefen aufeinander zu und schüttelten sich begeistert die Hand. Sie schüttelten so heftig, als wollten sie sich gegenseitig den Arm ausreißen, und sie konnten nicht aufhören, zu lachen…

***

Ein Anruf genügte, und den Job, den Jim Socco erledigen wollte, machte ein Kollege für ihn. Der rothaarige Junge hatte es mittlerweile zum vielbeschäftigten Polizei-Lieutenant gebracht. Seine Großeltern und seine Eltern waren Italiener gewesen, deshalb konnte sein brandrotes Haar nur als Kunstfehler von Mutter Natur angesehen werden.

Jim hatte Bill in eine nahe gelegene Kneipe verschleppt, und da redeten sie sich jetzt den Mund über die alten Zeiten fusselig. Nachdem Socco ausführlich seinen Werdegang geschildert hatte, war Fleming dran.

Sie waren beide noch nicht verheiratet. Ab und zu gab es da

selbstverständlich schon mal was Nettes zum Schmusen, aber der ganz große Blitz hatte bei ihnen noch nicht eingeschlagen. Auf den warteten sie noch, stellten sie grinsend fest.

Sie lachten über die Streiche, die sie ihren Professoren gespielt hatten, sie redeten über diesen und jenen und erzählten sich, was aus den einstigen Mitschülern geworden war.

»Kannst du dich noch an den ollen Jason erinnern?« fragte Socco und nippte an seinem Bourbon.

Bill nickte schmunzelnd. »Wie könnte ich den jemals vergessen.«

»Der lebt nicht mehr. Hat sich totgesoffen.«

»Jason?« staunte Fleming. »Der hat doch früher nie einen Tropfen Alkohol angerührt.«

»Das hat sich schnell geändert, und dann ging er mit der Cognac-Flasche schlafen.«

Die angeregte Unterhaltung zog sich über viele Stunden, ohne daß den Freunden die Zeit lang geworden wäre. Irgendwann kam das Gespräch auf die Reisen, die Bill in letzter Zeit unternommen hatte, und von da war es nur noch ein kleiner Schritt zu Professor Zamorra, mit dem Bill in der jüngsten Vergangenheit, die haarsträubendsten Abenteuer in aller Welt bestanden hatte.

Fleming erzählte von Geistern und Dämonen, gegen die er an Zamorras Seite gekämpft hatte, und er hätte es Jim nicht übelgenommen, wenn dieser ihm kein Wort geglaubt hätte, doch Socco zweifelte keine Sekunde an dem, was Bill ihm da servierte, obwohl es starker Tobak war.

Die grauen Augen des Lieutenants umschatteten sich mit einemmal. Jim bemühte sich um seine Gelöstheit, doch Fleming erkannte dieses Bemühen, und er hegte sofort den Verdacht, daß den Freund irgend etwas bedrückte.

»Irgendwas liegt auf deiner Seele«, stellte Bill daraufhin direkt fest. Sie hatten es immer so gehalten. Sie hatten einander niemals etwas vorgemacht. Sie waren zueinander immer offen und ehrlich gewesen. So sollte es auch heute sein.

Jim sah ernst in sein Glas. Es war mittlerweile leer geworden, und er hob die Hand, damit der Kellner kam und es erneut füllte.

Als er den nächsten Drink vor sich hatte, goß er die Hälfte davon erst mal in seine trockene Gurgel. Dann meinte er mit belegter Stimme: »Du hast recht, Bill. Da ist etwas, das mir den Brustkorb fast erdrückt. Es ist wie ein Alptraum. Schlimmer noch, denn Alpträume quälen einen nur in der Nacht, während ich auch am Tage nicht davon loskomme.«

»Wenn ich dir irgendwie helfen kann, sag es, Jim!« verlangte Fleming entschlossen.

»Helfen.« Socco lächelte gequält. »Ich weiß nicht, ob ich Hilfe

brauche.« Er seufzte. »Ach, zum Teufel, ich weiß überhaupt nicht, was ich wirklich nötig habe. Vielleicht sollte ich mich nach Chicago versetzen lassen. Vielleicht ist es bloß diese Stadt, die mich allmählich mürbe macht.«

»Womit hängt dein Kummer zusammen, Jim?« forschte Bill vorsichtig, mit sehr viel Gefühl. »Mit deiner Arbeit bei der Polizei?«

Socco nickte. »Privat habe ich keine Probleme.«

»Was quält dich beruflich?«

Socco nagte an der Unterlippe. »Wenn man das bloß so einfach in Worte kleiden könnte. Es ist… ist ein Gefühl, verstehst du? Ein Gefühl, das nur sehr schwer zu erklären ist.«

»Versuch es, Jim«, bat Fleming den Freund.

Socco änderte seine Sitzposition und strich sich mit einer fahrigen Handbewegung durchs Haar. »Mir spuken da seit einiger Zeit so Gedanken im Kopf herum…«

»Was für Gedanken?«

Socco schaute Bill fest in die Augen und sagte leise: »Okay, ich will versuchen, dir's zu schildern, aber du mußt mir etwas versprechen…«

»Was?«

»Daß du mich nicht auslachst.«

»Habe ich das jemals getan?«

»Dazu war noch nie eine Veranlassung.«

»Und nun gibt es diese Veranlassung?« fragte Bill.

»Möglich«, erwiderte Socco.

»Schieß los!« verlangte Fleming.

Seufzend stützte der Lieutenant die Ellbogen auf den Tisch. Die Kneipe war voll besetzt. Rauch, der Geruch nach alkoholischen Getränken und Stimmengewirr erfüllten das Lokal, in dem Jim Socco Stammgast war. Bill erbte noch mal einen zögernden Blick.

Dann legte der Lieutenant mit gepreßter Stimme los: »Es geht um das Hotel ›Residence‹. Kennst du's?«

Bill nickte. »Ist nicht weit von hier.«

Jim rümpfte die Nase. »Irgend etwas stimmt mit diesem Hotel nicht.«

»Inwiefern?« fragte Fleming.

»Liebe Güte, wenn ich dir das bloß glasklar erklären könnte, Bill. Ich sagte vorhin, daß ich so ein Gefühl habe… Wenn ich in diesem Hotel zu tun habe, da… da wird mir ohne erkennbaren Grund so mulmig, und mir kommt vor, als wären die Leute, die im ›Residence‹ wohnen, nicht glücklich. Sie schleichen mit ernsten, bedrückten Gesichtern durch die Gegend… Ich meine, das ›Residence‹ ist schließlich nicht das einzige große Hotel in New York, nicht wahr? Und ich hatte in vielen schon zu tun, aber in keinem anderen habe ich noch eine so unheimliche, beklemmende Atmosphäre angetroffen wie dort. Hinzu kommen verschiedene Vermißtenmeldungen, die bei uns eingegangen

sind.«

Bill horchte auf. »Vermißtenmeldungen?«

»Ja. Leute, die im ›Residence‹ wohnten, sind plötzlich nicht mehr da.«

»Dafür muß es doch eine Erklärung geben.«

»Ihre Spur endet mit dem ›Residence‹…«

»Willst du damit sagen, daß die Leute im Hotel verschwanden? Habt ihr diesbezüglich denn nichts unternommen?«

Jim Socco lächelte unglücklich. »Das ist nicht so einfach, wie du dir das vorstellst, Bill. Die Vermißten haben sich ordnungsgemäß abgemeldet, sind mit unbekanntem Ziel abgereist - und keiner hat sie jemals wiedergesehen.«

Die unheimliche, beklemmende Atmosphäre, dachte Bill Fleming aufgeregt. Spuren, die im Hotel »Residence« enden… Das ist zweifellos ein Fall für Professor Zamorra!

***

Schweiß perlte auf Professor Zamorras Stirn. Der Parapsychologe saß mit geschlossenen Augen auf einem Stuhl. Er atmete schwer, und dieses Atmen war das einzige Geräusch, das den Versuchsraum erfüllte. Zamorra hatte diesen Raum erst vor wenigen Monaten im Château de Montagne anlegen lassen. Die Wände waren nach seinen genauen Angaben präpariert worden. Es gab keine Fenster, nur eine dicke, gepanzerte Tür.

Hier drinnen war Zamorra von allen störenden Einflüssen abgeschirmt. Kein Dämon konnte hier querschießen. Nichts konnte seine geistigen Kräfte irritieren. Er konnte sich total auf seine Experimente konzentrieren.

Voll innerer Spannung beobachtete Nicole Duval den Professor. Sie saß in einer Ecke des Raumes und rührte sich nicht.

Auf einem Glastisch stand ein großer metallener Aschenbecher, den Professor Zamorra allein durch seine Willenskraft bewegen wollte. Der telekinetische Versuch dauerte nun schon eine halbe Stunde. Die enorme geistige Anstrengung verlangte dem Parapsychologen unglaublich viel ab.

Nicole beobachtete, wie sich Zamorras Hände verkrampften. Sie hörte das Knirschen seiner aufeinandergepreßten Zähne. Vier an der Decke montierte Video-Kameras zeichneten den Versuch auf. Das silberne Amulett, das Zamorra an einer langen Kette um den Hals trug, nahm die geistigen Kräfte des Professors an und verstärkte sie auf magische Weise.

Die ersten Schweißperlen lösten sich von Zamorras Stirn. Er öffnete die Augen. Sein Blick war starr und hartnäckig auf den Aschenbecher gerichtet. Ein leichtes Zittern befiel seinen schlanken Körper. Er war sicher, das Telekinese-Experiment erfolgreich abschließen zu können,

aber er hatte nicht gedacht, daß dieser Versuch dermaßen kräfteraubend sein würde.

Besessen mobilisierte er all seine geistigen Kräfte.

Plötzlich übertrug sich das Zittern seines Körpers auf den Aschenbecher, und dann schwebte das Ding für mehrere Sekunden vier Zentimeter über dem Glastisch.

Das Experiment konnte als geglückt angesehen werden. Zamorra löste ächzend die geistige Verbindung zum Aschenbecher und sank erschöpft in sich zusammen, während der Ascher laut auf die dicke Glasplatte klapperte.

Nicole Duval, Zamorras Assistentin, sprang auf und applaudierte begeistert. Sie lief auf den total ausgepumpten Professor zu und sagte erregt: »Du hast es geschafft, Chef. Der Versuch ist dir fabelhaft gelungen. Die Video-Aufzeichnungen werden auf dem nächsten Parapsychologenkongreß großen Eindruck machen.«

Zamorra wischte sich mit einem Taschentuch matt über das Gesicht. »Wenn ich diesen Versuch zehnmal hintereinander wiederhole, bin ich ein ausgemergelter Tattergreis.«

Er erhob sich mit einem müden Lächeln um die schmalen Lippen. Seine Kniescheiben vibrierten immer noch. Selten war er so erschöpft gewesen.

Sie verließen den Versuchsraum. Nicole Duval kümmerte sich um die Video-Geräte, während sich Zamorra in sein Arbeitszimmer zurückzog, um sich ein paar Notizen zum erfolgreich abgeschlossenen Versuch zu machen.

In der Halle läutete das Telefon.

Zamorra hörte Nicole herbeieilen, und gleich nachdem sie sich gemeldet hatte, stieß sie einen quietschenden Freudenschrei aus. So reagierte sie nur auf einen einzigen Anruf - auf den Anruf von Bill Fleming.

Schon kam sie angestöckelt. Freudestrahlend trat sie ein. »Ein Anruf aus New York, Chef. Es ist Bill. Er möchte dich dringend sprechen…«

***

Tränen glitzerten in ihren veilchenblauen Augen. Sie war entsetzlich wütend und hätte am liebsten die gesamte Hoteleinrichtung kaputt geschlagen Was war bloß mit ihr los? Als sie in der Diele an dem großen Wandspiegel vorbeikam, blieb sie unwillkürlich stehen. Sie wollte nicht hineinsehen, aber etwas zwang sie, den Kopf zu wenden, und was ihr der Spiegel so schonungslos zeigte, erschreckte sie so maßlos, daß sie ihre Tränen nicht mehr länger zurückhalten konnte.

Still und erschüttert weinte sie.

Das war Tanja Solares, eine der gefeiertsten Tänzerinnen Amerikas, die den Gipfel des Ruhmes längst erreicht hatte.

Gott, wie alt und verbraucht sie aussah. Noch nie war ihr das so deutlich aufgefallen wie heute.

Sie hatte eine miserable Vorstellung hinter sich. Das Publikum war tolerant gewesen und hatte trotzdem begeistert applaudiert, aber Tanja machte sich nichts vor. Wenn es in Zukunft mehrere solcher Vorstellungen gab, war sie untendurch. Nichts verliert man schneller als die Gunst des Publikums.

Was dann?

Tanja wagte nicht daran zu denken. Mit zitternder Hand strich sie sich über das platinblonde Haar. Sie war schon zu lange an der Spitze. Egal in welche Richtung sie den nächsten Schritt tun würde, er würde sie nach unten führen, und davor hatte sie Angst.

Es war häßlich dort unten. Sie wußte es, denn von da kam sie her, und der Gedanke, jemals wieder da zu landen, war ihr unerträglich.

Ehe sie das auf sich nahm, würde sie lieber Schluß machen.

Erschrocken fuhr sie sich an die bleichen Lippen. Herr im Himmel, was hatte sie da soeben gedacht, als wäre es die selbstverständlichste Sache der Welt? Sie bekam vor Schreck die Gänsehaut. Tatsächlich, sie hatte an die Möglichkeit gedacht, Selbstmord zu begehen.

Hatte sie sich deshalb die vielen Schlaftabletten besorgt, die sie eigentlich gar nicht brauchte? Hatte ihr Unterbewußtsein etwa schon beschlossen, sie umzubringen?

Der Spiegel zeigte ihr schonungslos, daß sie nicht mehr jung war. Wie lange würde sie noch tanzen können? Wann würden aus dem Zuschauerraum die ersten Buh-Rufe ertönen?

Tanja riß sich schluchzend vom Spiegel los. Nein, nein und nochmals nein! Sie gehörte noch lange nicht zum alten Eisen. Sie war noch voller Kraft und Energie. Sämtliche New Yorker Kritiker hatten ihr das bescheinigt, und diese Leute waren anspruchsvoll.

Nervös stieg sie aus den hochhackigen Pumps. Auf dem Weg zum Bad zog sie den Reißverschluß ihres himmelblauen Kleides nach unten. Darunter trug sie ein weißes Korsett. Es ließ sie jugendlich wirken.

Plötzlich saugte sich ein Verdacht in ihr fest. Das Hotel war schuld daran, daß sie auf der Bühne nicht mehr die volle Leistung bringen konnte. Es mußte dieses mysteriöse Hotel sein, in dem man ständig eine unerklärliche Angst mit sich herumtrug, das einen irgendwie auslaugte, das einem depressive Gedanken ins Gehirn pflanzte, von denen man nicht mehr loskam.

»Ja«, sagte die Tänzerin, als ihr diese Erkenntnis kam. »Es muß an dem Hotel liegen…«

Diese Umgebung tat ihr nicht gut.

Na schön, dann wollte sie eben morgen die Koffer packen und ins Waldorf-Astoria übersiedeln. Man würde sie da mit Handkuß

aufnehmen. Mochte der Teufel wissen, was sie bewogen hatte, im »Residence« abzusteigen. Sie versuchte sich an den Moment zu erinnern, wo sie sich für dieses Hotel entschieden hatte, und ihr fiel ein, daß sie ganz plötzlich von einer undefinierbaren Übelkeit befallen worden war, die nur wenige Augenblicke angehalten hatte und keinen Grund zur Besorgnis darstellte. Ihr Geist war damals für einen Moment benebelt gewesen. Mattscheibe. Und gleich danach hatte sie das »Residence« angerufen, um hier eine Suite für die Dauer ihres New Yorker Aufenthalts zu bestellen.

Eigenartig.

Die Übelkeit hatte sie, seit sie hier wohnte, schon mehrmals befallen, und niemals hatte sie sich deswegen Sorgen gemacht. Und immer, wenn sie diese Mattscheibe gehabt hatte, hatte sie etwas getan, was sie eigentlich gar nicht zu tun vorgehabt hatte.

Ob irgend etwas in ihrem Kopf kaputtgegangen war? Ob sie mal zu einem Psychoanalytiker gehen sollte?

Sie schüttelte ärgerlich den Kopf. Das kam überhaupt nicht in Frage. Sie haßte diese glatten, unpersönlichen Ledercouchen, auf denen sich so viele Menschen ihren Kummer von der Seele redeten. Sie haßte es überhaupt, jemandem das anzuvertrauen, was sie tief in ihrem Innern beschäftigte, was sie dachte, was sie fühlte. Es ging keinen etwas an…

Ohne es gemerkt zu haben, hatte sie das Bad betreten und Licht gemacht. Schwarze Fliesen und cremefarbene Sanitäranlagen umgaben sie.

Erschrocken stellte sie fest, daß sie eine Lade des Spiegelschrankes geöffnet hatte.

Es war ausgerechnet jene Lade, in der sich die Schlaftabletten befanden! Was hatte sie vor, ohne es zu wissen? Wollte sie wirklich Schluß machen? Eine ekelhafte Kälte kroch ihr in die Glieder. Zugegeben, der Tod löste alle Probleme. Wer den Mut aufbrachte, sich in seine ausgebreiteten Arme zu werfen, hatte keine Sorgen mehr. Er ersparte sich eine Menge Kummer und die Pein des Altwerdens, des Überflüssigseins… Eigentlich hatte der Tod nichts Abschreckendes an sich. Er war ein Freund der Menschen. Warum fürchteten sich alle so sehr vor ihm? Warum wagten so wenige freiwillig den entscheidenden Schritt in sein Reich?

Tanja Solares betrachtete nachdenklich die Schachtel mit den Schlaftabletten, die nun in ihrer ruhigen Hand lag. Darin befand sich eigentlich alles, wonach sie sich im Grunde ihres Herzens sehnte. In dieser kleinen Schachtel war das Ende der Angst, die sie immerzu mit sich herumtrug. Die Schachtel beinhaltete einen schmerzlosen Tod, ein sanftes, angenehmes Hinüberdämmern, ein traumloses Abgleiten in die endlosen Weiten der Ewigkeit, die auf jeden Menschen warteten.

Tanja öffnete die Schachtel, ohne es zu bemerken.

Sie ließ alle Tabletten in die linke hohle Hand purzeln, betrachtete sie fast liebevoll.

Sie brauchte sie nur zu schlucken. Alles andere würde dann von selbst passieren. Wenn sie wollte, konnte sie sich aufs Bett legen… Es blieb ihr auch noch Zeit für einen Abschiedsbrief. Erst später würde sich die lähmende Müdigkeit einstellen, und dann würde sich ihre Atmung verlangsamen, der Puls würde merklich absinken… Es würde nichts geschehen, wovor sie sich zu fürchten brauchte.

Langsam ließ sie das Zahnputzglas mit Wasser vollaufen, denn ohne Wasser hätte sie die vielen Tabletten nicht hinuntergebracht.

Bald war das Glas voll.

Sie dachte an ihr Leben, an ihre beispiellose Karriere, um die sie so viele Kolleginnen beneidet hatten.

Nun, sie hatte hart gearbeitet. Härter als alle anderen, und ihre Ausdauer und der große Fleiß waren schließlich belohnt worden. Nichts war ihr in den Schoß gefallen. Sie hatte sich alles verbissen erkämpfen müssen.

Sie dachte: Du hast eigentlich alles im Leben erreicht. Was willst du noch auf dieser Welt. Mehr hat sie dir nicht zu bieten, und… heißt es nicht, man soll dann aufhören, wenn es gerade am schönsten ist?

Eine eigenartige Ruhe breitete sich in ihr aus.

Sie fand es mit einemmal herrlich, nur noch kurze Zeit leben zu müssen. Langsam führte sie die erste Tablette zum Mund…

***

Professor Zamorra nahm den neben dem Apparat liegenden Hörer auf und sagte: »Ja, Bill?«

»Nicole hat mir ganz kurz von deinem Telekinese-Experiment erzählt. Ich gratuliere herzlich zum Erfolg!« sagte Bill in New York, aber er war so klar zu verstehen, als würde er sich hier irgendwo im schönen Loiretal befinden und aus einem nahe gelegenen Gasthof anrufen.

»Es war ein ziemlich kräfteraubender Versuch«, sagte Zamorra müde.

»Der Erfolg wird dich rasch zu neuen Kräften kommen lassen«, sagte Fleming zuversichtlich. »Ist sonst alles in Ordnung auf deinem Märchenschloß?«

»Keine besonderen Vorkommnisse«, gab Zamorra zurück.

»Dafür hätte ich mit besonderen Vorkommnissen aufzuwarten, die dich möglicherweise interessieren könnten.«

»Versucht ein Dämon die Herrschaft über New York anzutreten?«

»Vielleicht kommt das noch. Im Augenblick habe ich jedoch nur ein mysteriöses Hotel zu bieten, um das du dich kümmern solltest.« Bill erzählte von dem unverhofften Wiedersehen mit Jim Socco, der mit ihm zur Schule gegangen war und es mittlerweile zum Polizei-Lieutenant gebracht hatte, und dann schwenkte der Historiker auf das

ein, was Socco ihm über das Hotel »Residence« berichtet hatte.
Anschließend meinte Fleming: »Ich dachte, das könnte ein Fall für dich sein. Was sagst du dazu?«
»In der Tat ein bißchen rätselhaft«, meinte Zamorra.
»Wann kannst du hier sein?«
»Ist es denn so eilig? Ich hatte eigentlich vor, mich erst mal gründlich von meinen Strapazen zu erholen...«
»Könntest du es auf dein Gewissen nehmen, daß inzwischen noch jemand spurlos verschwindet?« fragte Bill eindringlich.
Zamorra seufzte, fuhr sich über die matten Augen und sagte: »Na schön, du hast mich überredet. Ich sehe, daß ich so schnell wie möglich von hier wegkomme.«
»Vergiß nicht, Nicole mitzubringen. Sie gefällt mir nämlich wesentlich besser als du.«
Zamorra schmunzelte. »Es wäre geradezu peinlich, wenn es umgekehrt wäre.«

***

Tony Cannon, dem Hochstapler in Tanja Solares' Schrank, standen die Haare zu Berge, als er erkannte, was die Tänzerin vorhatte. Er biß sich die Lippen blutig und ballte die Hände zu harten Fäusten. Verflucht noch mal, was sollte er tun?
Er konnte doch unmöglich dabei zusehen, wie diese Frau vor seinen Augen eine Überdosis Schlaftabletten schluckte. Es überlief ihn pausenlos heiß und kalt. Himmel noch mal, da befand er sich in einer entsetzlichen Klemme. Wenn er zuließ, daß sich Tanja Solares umbrachte, war er an ihrem Tod genauso schuld wie sie selbst. Dann war es so, als hätte er sie umgebracht.
Um alles in der Welt, er war ein kleiner Gauner, der seine Mitmenschen hin und wieder um Geld oder Schmuck erleichterte, aber er war nie und nimmer ein Mörder, dazu war ihm ein Leben viel zu heilig. Es war für ihn etwas Unantastbares, das man nicht einmal selbst vernichten durfte.
Der Schweiß rann ihm in breiten Bächen über das angespannte Gesicht.
»Herrgott, laß es nicht zu!« schrie es in ihm. Sie darf die Tabletten nicht schlucken.
Aber sie war drauf und dran, es zu tun.
Der Gewissenskonflikt war kaum noch erträglich. Tony Cannon trug mit sich selbst einen wilden, leidenschaftlichen Kampf aus. Wenn er es geschehen ließ, würde er zeitlebens nicht mehr in den Spiegel sehen können.
Wenn er es verhinderte, würde die Tänzerin wissen wollen, was er in ihrer Suite zu suchen hatte. Auch die Hotelleitung würde das wissen

wollen. Und noch mehr würde es letztenendes die Polizei interessieren.

Mit anderen Worten: Wenn er jetzt einschritt, landete er geradewegs im Gefängnis, vor dem er sich so viele Jahre lang drücken konnte.

Aber, zum Henker, war es nicht das kleinere Übel, eingesperrt, dafür aber kein Mörder zu sein?

Tanja führte die erste Tablette an die Lippen.

Da konnte er sich nicht mehr länger beherrschen. Was auch immer hinterher geschehen würde, er wollte nicht am Tod dieser schönen Frau mitschuldig sein. Blitzschnell stieß er die Lamellentür auf…

***

Eine Gestalt flog auf Tanja zu. »Nicht!« schrie sie jemand an. »Tun Sie's nicht!«

Sie wollte die Tablette trotzdem in den Mund stecken Da bekam sie eine kräftige Ohrfeige, die sie jedoch nicht schmerzte. Sie hörte nur das laute Klatschen, und dann dasselbe Geräusch noch einmal. Das Zahnputzglas fiel ihr aus der Hand und zerbrach auf dem Fliesenboden.

Die Schlaftabletten prasselten hinterher.

Fassungslos starrte die Tänzerin den Mann an, der vor ihr stand. Er legte ihr seine Hände auf die Schultern und schüttelte sie kräftig.

»Mein Gott, kommen Sie doch endlich zu sich!«

Sie blickte durch den Mann hindurch, als wäre er nicht vorhanden. Er war nicht zimperlich, schlug nochmals zu, und nun setzte das Brennen ein. Die Wangen wurden glühend heiß. Tanjas Augen flatterten. Irritert sah sie Tony Cannon an, so als hätte er sie soeben aus einer tiefen Trance zurückgeholt.

Als er sah, daß wieder Leben in ihren Augen war, atmete er erleichtert auf. »Sagen Sie mal, Sie sind wohl nicht ganz bei Trost!« herrschte er sie zornig an.

Es war eine völlig verrückte Situation. Tanja im weißen Korsett. Ein Mann in ihrer Suite, der hier nichts zu suchen hatte, und er schrie mit ihr wie mit einem kleinen dreckigen Gassenmädchen, das soeben eine Fensterscheibe eingeschmissen hat.

Tanja preßte die Lippen fest zusammen und schwieg.

Cannon fragte mit schmalen Augen: »Wissen Sie überhaupt, was Sie soeben tun wollten?«

Sie sagte nichts.

»Sie wollten sich umbringen!« schleuderte ihr Cannon seine Worte zornig ins Gesicht.

Tanja blickte ihn ungläubig an. Sie konnte sich an die letzten Minuten nicht erinnern. Ihr fiel die Vorstellung ein, die sie gegeben hatte. Sie war nicht gut gewesen, daran erinnerte sie sich noch. Und

dann? Ihr Manager hatte sie noch irgendwohin verschleppen wollen. Zu einer Party, oder so. Aber sie hatte abgelehnt, hatte sich in ein Taxi gesetzt und war zum Hotel gefahren. Von dem Moment an, wo sie das Hotel betreten hatte, begann die Erinnerung trübe zu werden. Immer unklarer wurden die Gedanken, bis sie sich in einem geheimnisvollen Nebel verloren.

Und aus diesem Nebel war plötzlich dieser Mann aufgetaucht.

Er hatte sie ins Gesicht geschlagen und brüllte erbost mit ihr. Wer gab ihm dieses Recht?

Was hatte er eben behauptet? Das Leben hätte sie sich nehmen wollen? Das war doch lächerlich. Nie und nimmer hätte sie Hand an sich gelegt. Sie stand den Dingen des Lebens positiv gegenüber. Auch jenen Dingen, die ihre schlechten Schattenseiten hatten, schließlich bestand das Leben nicht nur aus Höhepunkten. Es war ein ständiges Auf und Ab.

Tanja benötigte mehrere Minuten, um sich zu sammeln. Dann verlangte sie mit brüchiger Stimme: »Sagen Sie das noch einmal. Was wollte ich tun?«

Cannon wies auf die Tabletten, die über den Fliesenboden verstreut waren. »Die wollten Sie alle schlucken.«

»Sie sind verrückt!«

»Jetzt fange ich aber gleich ganz laut zu lachen an, meine Liebe. Ich beobachte, wie Sie sich einen Haufen Tabletten in den Hals stopfen wollen, ich verhindere diesen himmelschreienden Wahnsinn - und hinterher möchten Sie mir einreden, nicht Sie, sondern ich hätte den Vogel… Warum wollten Sie es tun? Haben Sie Kummer? Möchten Sie mit jemandem darüber reden?«

Das zerbrochene Glas, die vielen Tabletten… Der Mann hatte recht. Es schien tatsächlich zu sein, wie er sagte. Er hatte ihren Selbstmord verhindert.

Die Erkenntnis traf Tanja Solares wie ein Keulenschlag. Ohne diesen Mann würde sie jetzt bereits ihrem Ende entgegendämmern. Er hatte ihr das Leben gerettet.

O mein Gott, dachte die Tänzerin entsetzt, und ihre Knie wurden langsam weich. Was hat mich veranlaßt, diesen Irrsinn zu tun?

Sie knickte erschüttert ein. Cannon stützte sie und führte sie fürsorglich aus dem Bad. Als sie auf der Couch saß, sah er sich nach etwas Trinkbarem um. Er füllte zwei Gläser randvoll mit Bourbon, kam zu Tanja zurück, hielt ihr eines der beiden Gläser hin und forderte sie auf: »Trinken Sie. Das wird Ihnen guttun.«

Kein Wort war noch über ihn gesagt worden.

Aber das würde noch kommen. Vielleicht, wenn der Bourbon Tanja wieder geistig aufgerichtet hatte. Spätestens dann würde sie wissen wollen, wer er war, wie er hier hereinkam, was er hier zu suchen

hatte… Viele Fragen, die in einer üblen Sackgasse enden würden, deren Abschluß das Gefängnis bildete.

Es war Cannon egal. Im Moment war ihm nur eines wichtig: Er hatte ein Menschenleben gerettet. Bis heute hatte er nicht gewußt, was das für ein schönes Gefühl in einem hervorrufen kann.

Tanja trank.

Sie starrte auf den Boden und wirkte schwer erschüttert. Was sie tun wollte, war ihr unbegreiflich, und doch mußte sie es getan haben, ohne es zu wissen. Der Mann hatte doch keinen Grund, sie zu belügen.

Der Mann.

Jetzt begann sie sich mit ihm zu befassen. Sie sah ihn nicht zum erstenmal, wußte, daß er nebenan wohnte, und weil er ihr sofort gefallen hatte, hatte sie sich nach seinem Namen erkundigt. Tony Cannon hieß er. Was er von Beruf war, hatte ihr niemand sagen können.

Es war Mitternacht vorbei - und Tony Cannon befand sich ungebeten in ihrer Suite…

Ihre Gedanken schweiften ab.

Plötzlich sagte sie tonlos: »Es… es muß an diesem Hotel liegen…«

»Wie meinen Sie das?« fragte Cannon verwirrt.

»Das Hotel hat einen schlechten Einfluß auf mich. Vielleicht auch auf Sie, das kann ich nicht feststellen, auf mich aber bestimmt. Seit ich hier wohne, fühle ich mich nicht wohl. Dieses Hotel beunruhigt mich. Ich schlafe nicht gut. Ich fühle mich ständig beobachtet, belauert, bedroht. Das alles wirkt sich katastrophal auf meine künstlerische Leistung aus. Ich tanze merkbar schlechter, seit ich mich in dieses Hotel einquartiert habe… Hin und wieder befallen mich schwere Depressionen, die mir grundlos die Tränen in die Augen treiben…«

Tanja blickte Cannon voll ins Gesicht. Angst lag auf ihren Zügen.

»An keinem anderen Ort hätte ich versucht, mir das Leben zu nehmen, das ist gewiß. Ich verabscheue einen solchen Schritt von ganzem Herzen und es erschüttert mich deshalb zutiefst, daß gerade ich diesen furchtbaren Schritt tun wollte… Sie haben mir das Leben gerettet. Ich weiß nicht, wie ich Ihnen das jemals danken kann.«

Cannon fühlte sich mit einemmal elend in seiner Haut.

Verdammt noch mal, er war ein Schurke. Er hatte einen miesen Charakter. Die Juwelen, die er geklaut hatte, brannten ihm langsam Löcher in die Taschen. Es war wahrlich kein Grund vorhanden, dankbar zu sein. Er hatte Tanja bestohlen. Sie wußte es nur noch nicht.

Nervös setzte er das Bourbonglas an die Lippen, und er trank es auf einmal aus.

Dann ging er, um sich eine neue Füllung zu holen. Er brauchte sie einfach, um sich nicht selbst anzuspucken.

»Etwas hat mich dazu gezwungen!« stellte Tanja Solares heiser fest.
»Etwas?«
»Mein Geist mußte irgendeinem Befehl gehorchen!« behauptete die Tänzerin.
»Es wird Ihr Unterbewußtsein gewesen sein.«
Tanja schüttelte ernst den Kopf. »Es kam nicht aus mir. Es kam von außen. Es kam von diesem Hotel.«
»Das ist doch Unsinn!« sagte Cannon unwillig.
»Ich sage Ihnen, mit diesem Hotel stimmt etwas nicht. Dieses Gebäude ist von einer Aura des Grauens umgeben. Haben Sie hier schon mal jemanden mit einem fröhlichen Gesicht gesehen?«
Cannons Wangenmuskeln zuckten. Jetzt, wo Tanja ihn darauf aufmerksam machte, mußte er zugeben, daß er bereits ähnlich gedacht hatte. Fröhlich war hier noch niemand gewesen. Auch er nicht. Diese Erkenntnis beunruhigte ihn schon seit einiger Zeit. Konnte wirklich ein Hotel auf einen Menschen eine solche Ausstrahlung haben? Konnte man tatsächlich das Hotel »Residence« für diesen Selbstmordversuch verantwortlich machen?
Darauf mußte Cannon wieder was trinken.
Tanja blickte auf ihre Uhr. »Wie lange hätte es mit mir gedauert, bis ich…«
Cannon zuckte die Achseln. »Ich habe keine Vergleichsmöglichkeit. Fünfundvierzig Minuten vielleicht. Oder eine Stunde. Länger nicht, da bin ich fast sicher.«
»Dann wäre es jetzt schon fast vorbei mit mir.«
»Vermutlich ja.«
»Ich möchte Sie auf beide Wangen küssen.«
Cannon fuhr sich benommen über die Augen. Sein Atem ging schnell. Er leckte sich aufgewühlt die Lippen, und dann brauste er auf: »Verflucht noch mal, hören Sie auf, mich als edlen Ritter hinzustellen.«
»Ich kann meinen Lebensretter nicht mit anderen Augen sehen.«
Cannon trank wieder hastig. »Herrgott noch mal, warum fragen Sie mich nicht endlich, wieso ich mich mitten in der Nacht in Ihrer Suite aufhalte? Interessiert Sie das denn nicht?«
»Ich muß froh darüber sein, daß Sie zur rechten Zeit hier waren, sonst…«
Cannon winkte hastig ab. »Ja, ja. Schon gut.« Er konnte das schon nicht mehr hören. Und er wollte vor allem keinen Dank haben. Das war doch absurd. Tanja Solares bedankte sich dafür, daß er sie bestohlen hatte. Der Bourbon erzeugte eine große Hitze in seinem Kopf und trieb ihm den Schweiß auf die Stirn.
Zum Teufel, da mußte jetzt endlich reiner Tisch gemacht werden.
Er mußte Tanja reinen Wein einschenken, was auch immer danach

passieren würde.
Schnell trank er den restlichen Bourbon aus. Das Glas stellte er hart auf den Couchtisch. Er beugte sich über die Tänzerin und hielt ihr seine geröteten Wangen hin. »Okay. Sie dürfen mich küssen.«
Sie tat es. Ihre Lippen waren kühl. Die Küsse elektrisierten ihn, und er zuckte heftig zusammen.
Anschließend richtete er sich kerzengerade auf. Mit funkelnden Augen sagte er glashart: »So. Und wissen Sie nun, wen Sie soeben geküßt haben?«
»Tony Cannon, meinen Lebensretter.«
»Nein!« lachte der Hochstapler gallebitter. »Sie küßten Tony Cannon, den Dieb! Jawohl, Lady. Ich bin in Ihre Suite durchs Fenster eingestiegen, um mir ein bißchen was von Ihren Juwelen zu holen. So sieht's aus! Davon lebe ich. Seit Jahren gehe ich keiner geregelten Arbeit mehr nach. Ich bluffe die Leute, wohne in teuren Hotels wie diesem, leiste mir Dinge, die ich mir auf Grund meiner deprimierenden finanziellen Situation nicht leisten dürfte, lege jeden herein, der mir über den Weg läuft, lüge, betrüge…«
Tanja Solares unterbrach Cannons Wortschwall mit einer raschen Handbewegung.
Tony mißverstand das. »Sie glauben mir nicht?« fragte er heiser.
»Es interessiert mich nicht«, erwiderte die Tänzerin gleichmütig.
Da packte er alles aus, was er gestohlen hatte. »Hier! Hier! Hier! Und hier!« Er knallte den gesamten Schmuck vor Tanja auf den Tisch. »Damit ich wenigstens einmal im Leben die Wahrheit gesagt habe. Glauben Sie mir jetzt?«
»Ich sagte, es interessiert mich nicht.«
Er starrte sie verdattert an. »Ja, verstehen Sie denn nicht? Ich habe Sie bestohlen!«
»Sie haben mir das Leben gerettet, das zählt in meinen Augen hundertmal mehr.«
»Sie machen mich mit Ihrer verdammten Dankbarkeit noch wahnsinnig!« schrie Cannon wütend. Er wies auf das Telefon. »Warum rufen Sie nicht endlich jemanden, der mich abholt.«
»Dazu liegt nicht die geringste Veranlassung vor, Mr. Cannon.«
Tony ächzte. Er massierte seinen Nacken und blickte zur Decke. »Ich glaube, ich träume.«
»Warum können Sie nicht verstehen, daß ich mich Ihnen zu Dank verpflichtet fühle?« fragte die Tänzerin. »Ich hänge nicht besonders an meinem Schmuck. Ich trage ihn bloß, weil die Leute mich so sehen wollen, aber es besteht keinerlei Beziehung zwischen mir und meinen Juwelen. Sehr wohl aber hänge ich an meinem Leben, und das haben Sie mir wiedergegeben…« Tanja wies mit den Augen auf den Schmuck. »Ich möchte, daß Sie das behalten.«

Die Situation wurde immer verrückter. Cannon schüttelte heftig den Kopf. »Das kommt überhaupt nicht in Frage!«

»Sie haben eine Belohnung verdient.«

»Tut mir leid. Ich kann Ihre Ansicht nicht teilen.«

Tanja Solares senkte ihre Stimme. Nachdenklich murmelte sie: »Man sollte dieses Hotel verlassen…«

»Das ist Ihre erste blendende Idee«, sagte Cannon mit gebleckten Zähnen. »Ich wäre auch längst von hier abgehauen, wenn ich das Geld beisammen hätte, um die Hotelrechnung bezahlen zu können.«

Die Tänzerin hakte sofort ein. »Lassen Sie mich das übernehmen.«

Auch ein Hochstapler hat seinen Stolz. Entrüstet lehnte Tony Cannon dieses Angebot ab. Sarkastisch sagte er: »Wenn Sie das tun, können Sie bei einem neuerlichen Selbstmordversuch nicht mehr mit mir rechnen!«

***

Professor Zamorra warf das übliche Reisegepäck in den Kofferraum seines Citroën DS 21. In seiner Reisetasche befanden sich unter anderem einige Gegenstände, die den Requisiten der Weißen Magie zugeordnet werden konnten; es gab eine Bibel, mehrere Dämonenbanner, eine Pistole, die mit geweihten Silberkugeln geladen war. Es wäre unvernünftig gewesen, dieses Sammelsurium zu Hause zu lassen, denn jedes einzelne Ding hatte dem Professor irgendwann schon mal das Leben gerettet.

Nicole Duval brauchte mal wieder besonders lang mit dem Make up.

Zamorra saß bereits hinter dem Lenkrad. Der Citroën stand im Burghof, und der Professor trommelte ungeduldig mit den Fingern auf das Armaturenbrett. Er gewährte seiner Assistentin zusätzliche fünf Minuten. Als sie danach immer noch nicht erschien, drückte er mal kräftig auf die Hupe, daß die Dachziegel von Château de Montagne klapperten.

Das wirkte.

Nicole tauchte auf.

»Na endlich!« murrte Zamorra.

Das hübsche Mädchen schmunzelte. »Da ich von Natur aus nicht so schön bin wie du, muß ich ein bißchen nachhelfen. Und das dauert eben seine Zeit.«

Zamorra schenkte sich eine Erwiderung, er seufzte nur schwer und zündete die Maschine. Nachdem der Citroën das riesige Burgtor passiert hatte, stieg Zamorra schnell aus, um das Tor für die Dauer seiner Abwesenheit zu schließen. Den Schlüssel legte er ins Handschuhfach seines Wagens, und dann ging es ab - geradewegs nach Paris.

Die Tickets nach New York waren telefonisch bestellt.

Zamorra holte sie ab.

Dreißig Minuten später wurde ihr Flug aufgerufen. Kurz darauf ließen sie Orly hinter sich. Nicole saß mit geschlossenen Augen neben dem Professor. Ihr Kopf lag auf der weichen Lehne. Sie schlief nicht, sondern ließ ihre Gedanken vorauseilen.

Nach New York.

Wo ein neues Abenteuer auf sie wartete…

***

Er war sicher, daß er die rätselhafteste Frau seines Lebens kennengelernt hatte, als er Tanjas Suite verließ. Er hatte hoch einige Bourbons mehr getrunken und fühlte sich jetzt ganz eigenartig. Schwankend blieb er stehen. Er stöberte in seinen Taschen herum und zündete sich dann eine Zigarette an. Diese Nacht mußte er knallrot in seinem Kalender anstreichen. Sie war einmalig. So etwas kam nicht wieder.

Verrückter ging's bestimmt nicht mehr.

Tony hatte schon vieles erlebt, aber so etwas noch nie.

Er war zum erstenmal indirekt beim Stehlen ertappt worden. Er hatte alles zugegeben, doch das Opfer wollte ihn nicht anzeigen. Im Gegenteil. Es wollte ihm sogar die Beute, die er zurückgegeben hatte, schenken. Wenn das nicht wider alle Regeln der Vernunft war…

Cannon blies den Rauch durch die Nase.

Er hatte es Tanja gegenüber nicht so offen zugeben wollen, aber sie hatte recht. Mit diesem Hotel stimmte irgend etwas nicht, er hielt es durchaus nicht für ausgeschlossen, daß sie anderswo nicht auf die wahnwitzige Idee gekommen wäre, sich das Leben zu nehmen.

Eigenartig, was diese Nacht alles für ihn gebracht hatte.

Er wurde das Gefühl nicht los, daß er sich in Tanja Solares verliebt hatte. Es war ihm unbegreiflich. Er war in seinem ganzen Leben noch nie wirklich seriös verliebt gewesen. Natürlich hatte es Affären gegeben. Aber die hatte er alle mit kühlem Kopf begonnen und später ebenso emotionslos wieder beendet. Zumeist hatte er damit einen ganz bestimmten Zweck verfolgt, und wenn erreicht gewesen war, was er angestrebt hatte, hatte er sich schleunigst wieder aus dem Staub gemacht.

Cannon wollte weitergehen.

Plötzlich vernahm er ein geisterhaftes Knistern.

Er war schlagartig nüchtern, zuckte herum und bemerkte, wie die Luft hinter ihm zu flimmern begann. Rasch lief er zu seinem Zimmer. Er stieß die Tür auf und federte hinein. Drinnen kreiselte er herum. Er drückte die Tür zu, ließ nur einen kleinen Spalt offen, durch den er nach draußen linsen konnte. Das gespenstische Knistern nahm zu.

Cannon leckte sich aufgeregt die Lippen.

Was passierte denn da?

Ein unheimliches Brausen war mit einemmal zu hören, so als würde ein heftiger Sturm durch den Gang toben. Glitzernde, blitzende Kristalle bildeten sich in der flimmernden Luft. Es wurden immer mehr. Sie verdichteten sich. Tony Cannon traute seine Augen nicht. Die winzigen Partikelchen fügten sich zu einer Gestalt zusammen.

Cannon schloß benommen die Augen.

Er riß sie gleich wieder auf.

Die Erscheinung war noch vorhanden. Er schüttelte verstört den Kopf. Zum Kuckuck, so viel hatte er doch nicht getrunken, daß diese Halluzination gerechtfertigt gewesen wäre. Eine unglaubliche, unangenehme Kältewelle erfaßte ihn. Er fing zu zittern an. Mensch! sagte er sich. Mensch, jetzt schnappst du über!

Und in der nächsten Sekunde weiteten sich seine Augen in namenlosem Grauen.

Verstört stieß er hervor: »Großer Gott!« Nur das. Zu mehr war er in diesem gruseligen Augenblick nicht fähig.

***

Die Air-France-Maschine landete im Morgengrauen auf dem Kennedy-Airport. Mit dem Telegramm in der Tasche, in dem Zamorras und Nicoles Ankunft stand, erwartete Bill Fleming seine Freunde. Er war rechtzeitig aus den Federn gekrochen und hatte die Absicht, sich am Vormittag noch mal für einige Stunden aufs Ohr zu legen, um den versäumten Schlaf nachzuholen.

Nervös nahm er den letzten Zug aus seiner Zigarette. Er saß im Flughafenrestaurant, und als die Air-France-Maschine den ersten Bodenkontakt hatte, bezahlte er den Mokka, den er gehabt hatte.

Erwartungsvoll erhob er sich.

Er schätzte Zamorra und verehrte Nicole, dieses attraktive, kluge Mädchen, um das er seinen Freund maßlos beneidete. Nach einer solchen Assistentin hielt er schon seit geraumer Zeit Ausschau, doch keines der Mädchen, denen er bereits eine Chance geben wollte, hatte letztlich den Vergleich mit Nicole Duval ausgehalten.

Die Begrüßung war an Herzlichkeit nicht zu überbieten, und war ehrlich gemeint, was von ähnlichen Situationen nicht immer behauptet werden kann.

Bill stürzte sich auf Nicoles Reisetasche. »Laß mich das tragen!« verlangte er eifrig, und er stieß auf dem Weg zum Parkplatz Zamorra grinsend an und sagte: »Verdammt noch mal, ich kann euch beiden gar nicht sagen, wie sehr ich mich freue, euch wiederzusehen. Vielen Dank, daß ihr so schnell gekommen seid.«

»Ich dachte, es eilt«, meinte der Professor.

Bill nickte mit finsterer Miene. »Das tut es.«

Sie erreichten Flemings Wagen. Nachdem das Gepäck verstaut war, stiegen sie ein. Bill redete die ganze Zeit wie ein Wasserfall. Er sprach von einem Forschungsauftrag, den er zu bekommen hoffe, er erzählte von seinen neuen Kontakten, die er zu einem spleenigen Milliardär angeknüpft hatte. Der Mann wollte Ausgrabungen im Vorderen Orient finanzieren, die Bill leiten sollte. Jedenfalls gab es in diesem Jahr mal wieder genug für Bill zu tun. Er hatte kaum mal Zeit, die Hände in den Schoß zu legen, und damit erging es ihm genauso wie Zamorra, der von einem Brandherd zum anderen eilte, um Geister und Dämonen aus dieser Welt zu verbannen.

Nach dreißig Minuten Fahrt machte Zamorra plötzlich seinen Hals lang. »He!« rief er erstaunt aus. »Das ist aber nicht der direkte Weg zu dir nach Hause! Oder bist du übersiedelt?«

»Ich habe nach wie vor dieselbe Adresse«, gab Fleming zurück. »Gratuliere zu deiner ausgezeichneten Beobachtungsgabe.«

»Was hast du vor?« fragte Zamorra.

»Ich dachte, ihr würdet mal gern einen unverbindlichen Blick auf das Hotel ›Residence‹ werfen.«

Drei Minuten später war ihnen dieser Blick bereits gewährt. Bill ließ den Wagen langsam an dem riesigen Gebäude vorbeirollen.

»Das ist es«, sagte er überflüssigerweise, denn es stand ganz groß an der Fassade.

»Ich kann mich des Eindrucks nicht erwehren«, stellte Nicole schaudernd fest, »daß das Hotel schon von außen irgendwie bedrohlich aussieht.«

»Es schlägt einen irgendwie in seinen Bann, nicht wahr?« sagte Bill. »Man braucht es nur anzusehen, und schon fühlt man ein gewisses Unbehagen.«

Zamorra stellte fest, daß Nicole und Bill recht hatten. Ein deutlich wahrnehmbares Fluidum des Bösen hüllte diesen mächtigen Bau ein, und Zamorras Amulett sagte ihm, daß es sich hier entweder um einen Hort der Dämonen oder um einen Dämonenstützpunkt handelte.

Was für ein Geheimnis sich auch immer hinter dieser hohen, imposanten Fassade verbarg, der Professor war entschlossen, es zu lüften.

Bill drückte wieder etwas mehr aufs Gaspedal. »Wie war der erste Lokalaugenschein?« fragte er seine Freunde.

»Beeindruckend«, antwortete Nicole, und Professor Zamorra nickte dazu beipflichtend.

Es war nun nicht mehr weit bis zu jenem Wolkenkratzer, in dem Bill wohnte. Am frühen Nachmittag wollte Lieutenant Jim Socco auf einen Sprung bei Bill Fleming vorbeikommen. Zum ersten, um Professor Zamorra und Nicole kennenzulernen und zum zweiten, um den beiden zu berichten, was er über das Hotel »Residence« in Erfahrung gebracht

hatte.

***

Cannons Adamsapfel hüpfte nervös auf und ab. Hatte ihm der Bourbon diese Sinnestäuschung eingebrockt? Träumte er mit offenen Augen? Was er sah, konnte doch unmöglich Realität sein. Er biß sich in den Daumen der linken Hand. Er grub seine Zähne fest in das Fleisch. Ein heftiger Schmerz raste bis zu seinem Ellenbogen hoch. Jetzt wußte er, daß er hellwach war.

Verdattert beobachtete er das gruselige Schauspiel, das ihm da geboten wurde.

Das Flirren und Flimmern hatte sich blitzschnell verdichtet, hatte Gestalt angenommen.

Heilige Mutter Gottes, was für eine grauenerregende Gestalt hatte sich dort aus dem Nichts herauskristallisiert. Cannon stockte der Atem, während sein Herz ratternd gegen die Rippen pochte. Er war nahe daran, an seinem Verstand zu zweifeln.

Die Erscheinung war groß und wirkte unglaublich kräftig. Sie hatte einen mumifizierten Schädel und war in eine gleißende weiße römische Toga gehüllt. In tiefen schwarzen Höhlen glühten Augen wie Kohlen im Ofen. Die großen gelben Zähne waren zu einem satanischen Grinsen gebleckt.

Sein Lebtag war Tony Cannon kein gläubiger Mensch gewesen, doch in diesem Moment des furchtbaren Grauens glaubte er, sich vor diesem Geisterwesen nicht anders schützen zu können als mit dem Kreuz, das er nun mit zitternder Hand schlug.

Der schreckliche Unhold setzte sich mit steifen Gliedern in Bewegung. Er stakte den Korridor entlang, an Cannons Tür vorüber.

In Tonys Kopf fuhren die Gedanken Karussell. Furcht und Neugier trugen einen heftigen Kampf in seinem Innern aus. Einerseits wollte er wissen, wohin der Unheimliche unterwegs war. Anderseits hatte er Angst, von dem scheußlichen Kerl ertappt zu werden.

Was dann?

Welche Gefahr drohte ihm von diesem Horrorwesen?

Seine Nerven vibrierten so heftig, daß sein gesamter Körper bebte. Schweißnaß klebte sein Unterhemd an ihm. Sein Puls tickte so heftig, daß er befürchtete, jeden Moment müßten seine Handgelenke aufplatzen. Zitternd zog er die Tür ein Stück weiter auf. Es ließ ihm einfach keine Ruhe. Es interessierte ihn, was der unheimliche Kerl hier zu suchen hatte.

Was für eine Nacht! dachte Cannon schwitzend.

Ein mißlungener Diebstahl. Ein mißlungener Selbstmordversuch… Und nun dies hier: ein Bote des Grauens. Entstanden aus dem Nichts. Vermutlich herübergekommen aus dem Jenseits, das mit diesem

mysteriösen Hotel durch eine Geisterbrücke verbunden zu sein schien. Weswegen war der Häßliche, bei dessen Anblick es einem den Atem verschlug, über diese Brücke herübergekommen? Was wollte er in diesem Hotel?

Viele Fragen stürmten auf Cannon ein.

Fragen, die er nicht beantworten konnte.

Es sei denn, er brachte den Mut auf, hinter dem Schauerwesen herzuschleichen, was garantiert eine verdammt gefährliche Angelegenheit war.

Obgleich Tony Cannon sich der Gefahr, in die er sich möglicherweise begab, durchaus bewußt war, trat er auf den Korridor hinaus, als der Unheimliche um die Ecke bog. Aufgeregt zog Cannon die Tür hinter sich zu. Er tat dies völlig lautlos, und dann huschte er auf Zehenspitzen den Gang entlang, bis zu jener Ecke, hinter der das Gespenst, oder was immer es war, verschwunden war. Die Gestalt erreichte die Treppe.

Cannon fiel auf, daß der Unheimliche mit seinen Füßen den Boden nicht berührte. Der Spuk schwebte über die Stufen hinunter.

Cannon folgte ihm. Sein Eifer wuchs von Minute zu Minute, und in gleichem Maße wuchs auch seine Neugier, die er nun schon nicht mehr niederringen konnte. Ganz langsam stellte sich bei ihm eine gewisse Zuversicht ein. Der gewohnte Optimismus kehrte zurück.

Er war der Meinung, daß alles gutgehen würde, wenn er nur vorsichtig genug war.

Er durfte sich bloß nicht erwischen lassen.

In der neunten Etage waren die Räumlichkeiten der Hotelleitung untergebracht. Hier wohnte Hyram Manson, der Direktor, und er arbeitete auch da. Deshalb war er Tag und Nacht zur Stelle, wenn man ihn brauchte, und er ersparte sich die Miete für eine Wohnung beziehungsweise die hohen Kosten für ein eigenes Haus.

Der Unhold ging geradewegs auf die Tür zu, die die Aufschrift *Büro* trug. Tony Cannon verweilte am Treppenabsatz. Indessen erreichte das Gespenst die Tür, und einen Moment später traute Cannon seinen Augen erneut nicht.

Der unheimliche Bursche war kurz vor der geschlossenen Tür stehengeblieben, und dann war er eingetreten, ohne die Tür zu öffnen. Er war einfach durch das Holz gegangen. Mit einem großen, selbstverständlichen Schritt, als würde er es niemals anders machen.

Cannon wischte seine feuchten Handflächen an den Hosen trocken.

Himmel, wenn er mit jemandem darüber sprach, bekam er unter Garantie eine Zwangsjacke verpaßt, und er hätte das sogar verstehen können. Es hörte sich einfach zu verrückt an. Wer das nicht mit eigenen Augen sah, konnte es unmöglich glauben.

Cannon stand unschlüssig da.

Seine Hand lag auf dem kalten Geländer.
Hatte er nicht schon genug riskiert? War es nicht vernünftiger, jetzt schleunigst umzukehren, sich im Zimmer so oft wie möglich einzuschließen und alles zu vergessen?
Hyram Manson hatte Besuch bekommen. Besuch aus dem Geisterreich. Der Hoteldirektor steckte mit diesem Unhold unter einer Decke. Das war höchst interessant. Jetzt war Cannon plötzlich einiges klar, auf das er sich so lange keinen Reim machen konnte.
Es drängte ihn mit einemmal, mehr zu erfahren. Welche Gemeinheit heckten die beiden nun hinter dieser Tür aus? Cannon wollte es wissen, deshalb löste er sich langsam vom Geländer und setzte seinen Weg fort, obwohl er wußte, daß es viel vernünftiger gewesen wäre, das Schicksal nicht noch mehr herauszufordern.
Ein Lichtbalken lag unter der Bürotür.
Cannon vernahm Stimmen.
Zuerst jene von Hyram Manson. Sie klang erregt und schrill. Dann hörte Tony Cannon die Stimme des anderen. Schauer rollten ihm über die Wirbelsäule. Noch konnte Cannon nicht verstehen, was gesprochen wurde. Es war allein der unheimliche Klang, der ihn schaudern machte. Ein Klang, der aus der schwarzen Tiefe einer kalten Gruft zu kommen schien.
Bebend vor innerer Erregung erreichte Tony die Tür.
»Um alles in der Welt, das ist nicht möglich!« stöhnte Hyram Manson soeben.
»Nichts ist unmöglich!« erwiderte der andere scharf.
»Ich… ich kann doch nicht schon wieder…«
»Du mußt!«
»Die Sache wird langsam kritisch.«
»Das stört uns nicht!« sagte der Kerl überheblich.
»Man fängt bereits an, Verdacht zu schöpfen!«
»Niemand kann uns etwas anhaben.«
»Ich werde die ärgsten Schwierigkeiten bekommen.«
»Wir werden dir beistehen, wenn du Hilfe brauchst!« sagte der Unheimliche knurrend. »Solange du zu uns hältst, hast du von niemandem etwas zu befürchten. Solange du gehorchst und unsere Befehle befolgst, halten wir unsere Hand schützend über dich… Wir brauchen Nachschub - du weißt schon!«
»Ja«, ächzte Manson. »Ja, aber…«
»Kein Aber!« schnitt ihm der andere die Rede unwillig ab. »Du tust, was deine Pflicht ist, verstanden? Solltest du die Absicht haben, dich von uns zu trennen…«
»Herrje!« rief Manson bestürzt aus. »Wer redet denn davon? Niemals hatte ich dergleichen im Sinn. Ich möchte lediglich auf die Schwierigkeiten verweisen, die es möglicherweise geben könnte.«

Der Unheimliche lachte schnarrend. »Schwierigkeiten sind dazu da, um überwunden zu werden, mein Lieber. Ich hoffe, du wirst unserem Wunsch so rasch wie möglich entsprechen, sonst wären wir gezwungen, dich abzuberufen und durch jemand anders zu ersetzen.«

Manson stieß entsetzt hervor: »Es… es wird alles zu eurer Zufriedenheit erledigt. Ihr… ihr könnt euch selbstverständlich wie bisher auf mich verlassen!«

»Das freut mich für dich«, sagte der Bote des Grauens spöttisch. »Du weißt, was es heißt, sich unseren Zorn aufzuladen.«

»Ja«, gurgelte Manson benommen. »Ja, das weiß ich.«

***

Auch Zamorra und Nicole verschliefen den Vormittag. Anschließend führte Bill seine Freunde in ein nahe gelegenes Restaurant, und er ließ es sich nicht nehmen, die volle Zeche zu bezahlen. Kaffee tranken sie bei Bill zu Hause.

Und dann kam Jim Socco. Nach kurzem Händeschütteln und einigen Höflichkeitsfloskeln, die beiderseits mit einem wohlwollenden Lächeln zur Kenntnis genommen wurden, setzte man sich im Living room zusammen. Socco legte eine Aktenmappe vor sich auf den Tisch, fingerte ein kleines Glasröhrchen aus der Westentasche und ließ eine orangefarbene Pille in seine hohle Hand rollen. Mit einem verlegenen Lächeln bat er Bill um ein Glas Wasser, und zu Nicole Duval gewandt sagte er: »In letzter Zeit mag mein Magen nicht so ganz richtig.«

»Sie sollten mal zu einem Spezialisten gehen«, schlug das hübsche Mädchen dem Polizisten vor.

»Da war ich schon.«

»Und? Was sagt er?«

»Ich soll mal für eine Weile nichts arbeiten.« Socco lachte. »Das sind vielleicht Ratschläge. Wer kann denn die befolgen? Kennen Sie jemanden, der das könnte? Ich kenne niemanden. Als ich dem Doktor das sagte, verschrieb er mir diese Pillen. Davon wird mein Leiden zwar nicht besser, aber es verschlechtert sich auch nicht, und das muß im Grunde genommen ja schon als ein Positivum gewertet werden.«

Bill reichte dem einstigen Schulfreund das Wasserglas. Socco pfefferte die Pille in seinen Mund und spülte sie mit einem kräftigen Schluck hinunter. Dann kam er zur Sache.

»Ich möchte vorausschicken, daß wir, also die Polizei, vor einem Rätsel stehen«, begann Jim, während er seine rechte Hand auf die Aktenmappe legte, diese aber noch nicht öffnete. »Eigentlich dürfte ich Sie ja nicht in die Sache einweihen, denn das Ganze ist Angelegenheit der Polizei und müßte als solche vertraulich behandelt werden. Aber ich bin der Auffassung, daß man in diesem Fall einen anderen Weg gehen sollte. Ich denke, es sollten wirklich alle

Möglichkeiten ausgeschöpft werden, auch dann, wenn sie vom Gesetz nicht gutgeheißen werden. Schließlich glaube ich, daß wir es hier mit keinem gewöhnlichen Kriminalfall zu tun haben. Die Sache fällt eher in Ihren Zuständigkeitsbereich, Professor Zamorra…«

Jetzt öffnete Jim Socco die Mappe.

Er nahm einen Wulst von Papieren heraus.

»Selbstverständlich würden meine Vorgesetzten diese Vorgangsweise niemals gutheißen…«

»Sie müssen davon ja nicht unbedingt etwas erfahren«, warf Nicole lächelnd ein.

Lieutenant Socco nickte mit finsterer Miene. »Wenn etwas schiefgeht, werde ich es auf meine Kappe nehmen müssen. Vielleicht wird man mich aus dem Polizeidienst eliminieren…«

Bill fiel dem Freund ins Wort: »Ich finde, du solltest die Zukunft nicht so schwarz sehen, Jim. Zamorra ist ein cleverer Bursche. Die Jagd auf Geister und Dämonen, das Lüften von unheimlichen Geheimnissen gehören bei ihm fast zum täglichen Leben…«

»Das schließt nicht aus, daß dennoch irgend etwas schiefgehen kann«, entgegnete Jim Socco beharrlich. »Im Augenblick haben wir noch eine Rechnung mit einer großen Unbekannten vor uns.«

»Zamorra wird sie lösen«, bemerkte Fleming zuversichtlich.

»Das hoffe ich«, seufzte der Lieutenant, senkte den Blick und fing in den mitgebrachten Papieren zu blättern an. Seine Stimme wurde rauh. »Acht Menschen sind bisher spurlos verschwunden, und wenn ich sage *spurlos*, dann meine ich das im wahrsten Sinne des Wortes.« Socco wies auf eine Liste. »Hier«, sagte er. »Jeremy Collins, Versicherungsrepräsentant…«

Er las die genauen Daten des Mannes vor, woher er gekommen war, was er in New York zu tun gehabt hatte, wer die Vermißtenanzeige gemacht hatte, wann man den Mann zum letztenmal gesehen hatte und so weiter.

»A. F. Danger…«, fuhr der Lieutenant danach fort, und so ging er die präzise Liste Schritt für Schritt durch. Niemand unterbrach seine Ausführungen. Als er zu einem vorläufigen Ende kam, war sein Mund trocken. Er trank das restliche Wasser aus und erklärte anschließend: »Acht Personen.« Er schaute in die Runde. »Acht Menschen. Sie kamen aus Denver, aus San Francisco, aus Chicago… Keiner kannte den anderen. Sie wohnten alle im Hotel ›Residence‹, und es ereilte sie alle das gleiche rätselhafte Schicksal… Keiner hat sie jemals wiedergesehen.«

Socco lehnte sich zurück und ließ seine Worte erst einmal auf die anderen einwirken.

Dann brachte er hierzu einen Anhang: »Vielleicht sind viel mehr Personen verschwunden… Offen gestanden nehme ich das an.

Personen, die ohne jeden Anhang waren, die keiner vermißte…«
Zamorra schüttelte langsam den Kopf. »Das kann ich mir nicht vorstellen.«
»Was?« fragte Socco sofort.
»Daß aus diesem Hotel Personen verschwanden, die keiner vermißte.«
»Wieso nicht?«
»Das Hotel ›Residence‹ ist keine billige Absteige. Wer sich da einquartiert, der muß meiner Ansicht nach genügend Geld haben, um sich diesen Luxus leisten zu können, und wer Geld besitzt, der wird von irgend jemandem vermißt - und sei es nur von seinem Anwalt beziehungsweise Vermögensbeberater.«
Socco winkte ab. »Das können wir vorläufig dahingestellt lassen, weil es für den Fall ohne Bedeutung ist. Ich glaube, daß die Dunkelziffer der spurlos verschwundenen Personen höher liegt, es würde aber zu nichts führen, wenn wir jetzt anfingen, darüber zu diskutieren, wer von uns beiden recht hat, Professor.«
Zamorra nickte. »Ich bin ganz Ihrer Ansicht, Jim. Ich darf Sie doch Jim nennen.«
»Aber klar.«
»Vielen Dank.«
Nicole war in brütendes Schweigen versunken. Jetzt sah sie den Professor an und stellte fest: »Acht vermißte Männer! Acht Männer. Keine einzige Frau.«
»Das ist richtig«, bestätigte Jim Socco.
»Und alle waren so ungefähr um die dreißig Jahre alt, nicht wahr?« knüpfte Nicole Duval an ihre Überlegungen an. Sie bewies damit, wie aufmerksam sie den Bericht des Lieutenants verfolgt hatte.
»Keiner war älter als fünfunddreißig«, sagte Jim Socco hastig. Ärgerlich stellte er fest, daß ihm dieser Umstand noch nicht aufgefallen war.
»Acht kräftige Männer«, faßte Nicole Duval nun zusammen. »Männer, die alle den Sport zum Hobby hatten, demnach also gelenkig und muskulös waren und sich ihrer Haut eigentlich recht gut hätten erwehren können. Solche Männer verschwinden ganz plötzlich - nicht Greise, keine Jünglinge, sondern Männer im besten Alter.«
Bill Fleming massierte sein Kinn. »Da fragt man sich unwillkürlich, warum gerade diese Sorte von Mensch, nicht wahr?«
»Meiner Ansicht nach«, warf hier der Lieutenant ein, »hängt das Verschwinden dieser Personen unmittelbar mit dem Hotel ›Residence‹ zusammen.«
Zamorra sah keine Veranlassung, Socco zu widersprechen.
Er hatte gefühlt, daß mit diesem Luxushotel irgend etwas nicht in Ordnung war.

»Es war«, erzählte Socco nun, »unsere Aufgabe, nach den verschwundenen Männern zu suchen. Ich war deswegen bei Hyram Manson, dem Direktor des Hotels.«

»Was ist das für ein Mann?« wollte Zamorra wissen.

Socco rümpfte die Nase, als würde ihm ein übler Geruch in die Nase steigen. »Manson ist ein richtiger Widerling, wenn Sie verstehen, was ich damit meine. Die Bezeichnung schleimig trifft voll und ganz zu.«

»Sie fragten ihn nach den verschwundenen Leuten?« wollte Zamorra wissen.

»Ganz recht. Und Manson tat verdammt hilfsbereit. Der Polizei müsse man helfen, wo immer man dazu Gelegenheit habe, meinte er, und er könne sich beim besten Willen nicht vorstellen, wo die gesuchten Leute hingekommen seien. Er zeigte mir seine Belege. Keine einzige Rechnung war offen geblieben. Die Leute schienen einfach keine Lust mehr gehabt zu haben, in New York wohnen zu bleiben und waren abgereist, ohne jemandem zu sagen, wohin.«

»Vielleicht ging's vom ›Residence‹ geradewegs hinüber ins Jenseits«, sagte Bill Fleming mit verkniffenem Mund.

Zamorra sah den Freund an und meinte: »Damit kannst du unter Umständen den Nagel genau auf den Kopf getroffen haben.«

»Ich versuchte Manson ein wenig in die Zange zu nehmen«, berichtete Socco weiter. »Aber der Kerl ist unwahrscheinlich glitschig. Wie eine nasse Seife ist der. Kaum glaubt man, ihn gepackt zu haben, schwupp, ist er einem schon wieder entwischt. Um ihn mehr unter Druck setzen zu können, hätte ich eine bessere Rückendeckung gebraucht, die war aber leider nicht vorhanden, und Manson hätte mir auf jede Fleißaufgabe mit einer gepfefferten Klage drohen können… Trotzdem bleibe ich dabei: In diesem Hotel ist irgend etwas verflucht faul.«

»Zamorra wird das Rätsel lösen«, behauptete Bill fest.

Der Professor schmunzelte. »Danke für die Vorschußlorbeeren. Ich hoffe, ich kann sie mir auch tatsächlich verdienen.«

***

Auch Tony Cannon hatte den Vormittag verschlafen. Kurz vor Mittag schlug er die Augen auf. Die Sonne stach ihm grell ins Gesicht. Er drehte sich ärgerlich auf die Seite und döste noch einige Minuten. Nach dem gruseligen Ereignis von der vergangenen Nacht hatte er lange nicht einschlafen können. Seine aufgeputschten Nerven wollten ihn nicht zur Ruhe kommen lassen.

Ein Spuk in diesem Super-Luxushotel.

Ein Bote aus dem Jenseits, der sich Hyram Manson mit deutlichen Drohungen gefügig machte… Himmel noch mal, war das alles wahnsinnig. Jetzt noch schauderte Cannon, wenn er sich in

Erinnerung rief, wie der unheimliche Kerl ausgesehen hatte. Obwohl er bis ans Kinn zugedeckt war, spürte er deutlich die Gänsehaut, die seinen Körper umspannte.

Meine Güte! dachte Cannon. Was es nicht alles geben kann.

Er warf die Decke zurück. Müde erhob er sich. Der Schock steckte noch spürbar in seinen Knochen. Langsam entkleidete er sich. Gähnend schlurfte er ins Badezimmer. Da machte er zwanzig Kniebeugen und ebenso viele Liegestütz. Danach baute er sich grinsend vor dem Spiegel auf, nahm die Pose der Body-Builder ein und ließ seine harten Muskeln tanzen.

Während er unter der Dusche stand, dachte er an Tanja. Vielleicht hatte sie schon versucht, ihn anzurufen, aber er hatte den Hörer von der Gabel genommen und neben den Apparat gelegt, um schlafen zu können.

Er beschloß, sich bei ihr zu melden. Es drängte ihn förmlich dazu. Er wollte sie sehen, wollte ihr wieder so nah sein wie in der vergangenen Nacht, und er hatte das Gefühl, daß auch sie sich nach seiner Nähe sehnte.

Als er angezogen war, ließ er sich von der Zentrale mit Tanjas Zimmer verbinden, aber sie war nicht da. Enttäuscht und hungrig begab er sich ins Hotel-Restaurant. Während er frische Austern verspeiste, kam ihm plötzlich eine Idee, wie er finanziell wieder flottkommen konnte.

In der Polo Lounge des Hotels brach er eine weiße Nelke von einem prachtvoll arrangierten Strauß und steckte sie sich ins Knopfloch. Dann fuhr er zur neunten Etage hoch. Auf sein Klopfen antwortete eine angenehme Mädchenstimme. Mit einem gewinnenden Lächeln trat er in jenen Raum, den der Unheimliche in der vergangenen Nacht durch die geschlossene Tür betreten hatte.

Das Girl in Mansons Vorzimmer war brünett, hatte ein attraktives Gesicht mit interessanten Zügen, hoch angesetzten Backenknochen und einem kleinen Näschen.

Cannon fingerte die Nelke aus dem Knopfloch und legte sie vor das Mädchen auf den Schreibtisch. »*Die* Blume der Blume«, sagte er poetisch.

»Sie wünschen?« fragte das Mädchen und musterte ihn mit einem knappen Blick, dem nichts verborgen blieb.

»Mein Name ist Cannon. Tony Cannon. Ich bin seit geraumer Zeit Gast dieses Hotels und möchte gern Mr. Manson sprechen.«

Wieder ein schneller prüfender Blick. »Eine Beschwerde, Mr. Cannon?«

»Aber nein. Ich kann mich nicht entsinnen, jemals besser untergebracht gewesen zu sein.«

»Darf ich fragen, was Sie dann von Mr. Manson wollen?«

Cannon blickte auf seine Hände und erwiderte: »Eine persönliche Sache. Ich hoffe, Sie nehmen es mir nicht übel, wenn ich Sie nicht ins Vertrauen ziehe. Mr. Manson wird es gewiß auch lieber sein, wenn ich die Sache mit ihm unter vier Augen bespreche.«

»Wenn Sie sich einen Augenblick gedulden wollen, Mr. Cannon.«

»Aber natürlich.« Cannon setzte sich in den Sessel, auf den das Mädchen gezeigt hatte. Sie ging nach nebenan, und als sie wiederkam, sagte sie zwar freundlich, aber nicht herzlich: »Mr. Manson läßt bitten.«

»Ich bin Ihnen sehr zu Dank verpflichtet«, gab Cannon zurück.

Er betrat Hyram Mansons Allerheiligstes, das von einem klobigen Schreibtisch beherrscht wurde, auf dem mehrere Telefone standen. Die Wände des Raumes waren mit, dunklem Holz getäfelt. Vor den Fenstern hingen bauschige Wolken-Stores.

Manson sah aus wie eine Made, die vor wenigen Augenblicken erst sattgefressen aus dem Speck gekrochen war. Er hatte fahle, tief hängende Puddingwangen, einen fetten Brustkorb, dicke Tränensäcke unter den trüben Augen, deren Lider hellrote Ränder aufwiesen.

Jetzt legte er seinen Füllhalter beiseite und fragte: »Was kann ich für Sie tun, Mr. Cannon?«

»Darf ich mich setzen?«

»Selbstverständlich.«

Tony Cannon nahm auf dem Stuhl Platz, der vor Mansons Schreibtisch stand. Er lächelte kurz. »Ihre Zeit ist kostbar. Ich werde sie deshalb nur ganz kurz in Anspruch nehmen, Mr. Manson.«

»Das finde ich wirklich sehr rücksichtsvoll von Ihnen.«

»Wie Sie dieses Hotel leiten… einfach bewundernswert, Mr. Manson. Darf ich Ihnen zu dieser Leistung meine Anerkennung aussprechen?«

»Vielen Dank. Wenn Sie jetzt bitte zur Sache kommen wollen.«

»Natürlich«, sagte Cannon, während er mit ernstem Blick auf seine manikürten Fingernägel sah. »Es geht, ganz kurz und schmucklos gesagt, um ein Geschäft, das ich Ihnen vorschlagen möchte, Mr. Manson.«

Hyram Manson hob erstaunt eine Braue. Es kam so gut wie nie vor, daß ihm ein Hotelgast ein Geschäft vorschlagen wollte. »Ein… Geschäft?« dehnte er, denn er konnte sich nicht vorstellen, was Cannon ihm zu bieten hatte.

»Wir würden davon beide profitieren«, sagte Tony Cannon lächelnd.

Manson blinzelte. »Sie machen mich richtig neugierig, Mr. Cannon.«

»Das liegt in meiner Absicht.«

Manson faltete die Hände, beugte sich etwas vor und fragte interessiert: »Also, was hätten Sie für mich?«

Tonys Miene verdüsterte sich. »Ich möchte von Ihnen zwanzigtausend Dollar haben, Mr. Manson«, sagte er frostig.

Der Hoteldirektor lachte heiser. »Aha. Und was würde ich für dieses Geld bekommen?«

»Nichts.«

»Das ist nicht viel für zwanzigtausend Dollar, finden Sie nicht auch, Mr. Cannon?«

»Sagen wir, Sie kriegen fast nichts. Dennoch bin ich davon überzeugt, daß Sie davon sehr viel hätten.«

»Wie soll ich das verstehen?« fragte Manson mit harten Zügen. Dieses Gespräch war nicht nach seinem Geschmack. Es beunruhigte ihn. Er musterte Cannon gründlich und kam zu der Erkenntnis, daß dieser Mann nicht bluffte, oder ihn zum Narren halten wollte. Cannon wollte tatsächlich so viel Geld von ihm, und es hatte den Anschein, als befände er sich in einer Position, in der eine so hohe Forderung durchaus gerechtfertigt war.

»Sie würden sich mit Ihrem Geld mein Schweigen erkaufen«, sagte Tony Cannon ungerührt. Er war sicher, daß Manson akzeptieren würde. Der Direktor hatte ja gar keine andere Wahl.

Eines der Telefone schlug an. Manson riß den Hörer aus der Gabel und blaffte in die Membrane: »Ich will jetzt nicht gestört werden!« Und - wumm - lag der Hörer wieder auf dem Apparat. Sein Blick richtete sich durchdringend auf Cannon.

Der Hochstapler hielt Mansons Blick gelassen stand. Es konnte ihm nichts passieren. Was er in der vergangenen Nacht gesehen und gehört hatte, war weit mehr als diese lächerlichen zwanzigtausend Dollar wert, aber er wollte nicht unverschämt sein. Außerdem wollte er das Geld schnell haben, und er schätzte, daß Manson den geforderten Betrag in ganz kurzer Zeit lockermachen konnte, während es bei einer höheren Summe wahrscheinlich Beschaffungsschwierigkeiten hätte.

»Wir waren… wo, Mr. Cannon?« fragte der Hoteldirektor mit belegter Stimme.

»Bei meinem Schweigen«, antwortete Tony mit süffisantem Lächeln.

»Ach ja. Und Sie finden, daß Ihr Schweigen so viel Geld wert sein könnte?«

»Ich bin davon restlos überzeugt«, erwiderte Cannon.

»Mit anderen Worten ausgedrückt: Sie wollen mich erpressen.«

»So ist es«, gab Cannon unumwunden zu. Er verblüffte den Direktor mit seiner Offenheit so sehr, daß dieser erschrocken und entrüstet nach Luft japsen mußte.

Mansons Augen verengten sich. Böse fauchte er: »Ich muß schon sagen, dazu gehört eine gehörige Portion Frechheit, Mr. Cannon!«

»Die besitze ich.«

»Sie sind sich wohl darüber im klaren, daß ich mich nun an die Polizei wenden werde.«

»Oh, das würde ich an Ihrer Stelle nicht tun.«

»Und warum nicht?«
»Man sagt doch, wer Butter auf dem Kopf hat, soll nicht in die Sonne gehen.«
Mansons Geduldsfaden riß in diesem Moment. Er schmetterte die Faust auf den Tisch und schrie: »Was denken Sie, wie lange ich mir Ihre bodenlose Frechheit noch gefallen lasse?«
Cannon blieb eiskalt. »Besser, Sie achten auf Ihren Blutdruck, Mr. Manson. Es hat keinen Zweck, sich dermaßen aufzuregen. Das führt zu nichts, glauben Sie mir. Ich habe Sie fest in meiner Hand, und Sie kommen da erst wieder heraus, wenn ich die zwanzigtausend Dollar in meiner Tasche habe. Danach packe ich meine Siebensachen, verlasse Ihr schönes Hotel, und Sie sehen mich nie mehr wieder. Na, ist das nicht ein verlockendes Angebot? Natürlich ginge auch meine Hotelrechnung auf Ihre Kosten, aber das ist kein allzu großer Fisch…«
Manson versuchte sein Gegenüber mit den Augen zu erdolchen. Er atmete heftig. Seine Hände zitterten. Ihm wurde übel. Das passierte meistens, wenn er sich zu sehr aufregte. Daran war die Galle schuld. Ein leises Ziehen ging durch seine breite Leibesmitte.
»Jetzt mal konkret«, machte Cannon weiter. »Damit Sie wissen, woran Sie sind, Manson: Ich habe in der vergangenen Nacht Ihren geheimnisvollen Freund auf dem Korridor gesehen. Sie wissen, wen ich meine - den mit der römischen Toga. Ich bin ihm gefolgt und habe das Gespräch belauscht, das Sie mit ihm führten. Zugegeben, das schickt sich nicht, aber es ist nun mal passiert, und was ich dabei erfahren habe, gibt mir heute die willkommene Möglichkeit, meine in die roten Zahlen abgeglittenen Finanzen wieder auf die Beine zu bringen.«
Manson kochte vor Wut, aber es war ihm unmöglich, seinem Zorn freien Lauf zu lassen. Wie erschlagen saß er da, und er glotzte Cannon erschüttert an. Zwanzigtausend Dollar wollte dieser unverschämte Kerl haben, und er, Manson, sah keine Chance, sie ihm nicht zu geben.
Oder gab es diese Chance doch?
Manson riß ein Taschentuch heraus, wischte sich damit das Gesicht trocken und fuhr damit auch noch rund um seinen fetten Hals.
Cannon fuhr fort. »Mir kam da mal zu Ohren, daß mehrere Personen spurlos verschwanden. Es hieß, sie hätten das Hotel mit unbekanntem Ziel verlassen und wären nie wieder aufgetaucht. Nun wissen wir beide, wohin diese Personen gekommen sind, nicht wahr, Mr. Manson?«
Der Direktor senkte den Blick und preßte die Kiefer hart aufeinander. Ruhe bewahren! sagte er sich. Jetzt nur nicht die Nerven verlieren, sonst rennt dieser Kerl zur Polizei und tritt damit eine Lawine los, die keiner mehr aufhalten kann.
Manson schluckte trocken. »Hören Sie, Cannon, zwanzigtausend

Dollar sind ein kleines Vermögen…«

»Sie verdienen hier bestimmt nicht schlecht, und Sie sind ein kluger Mann, der für seine alten Tage sicherlich etwas auf die hohe Kante gelegt hat.«

»Das kann ich nicht so schnell flüssigmachen.«

»Ihr Problem, Manson!« erwiderte Cannon hart. »Sie wissen, was ich haben will und was Sie dafür kriegen können!«

»Wieviel Zeit geben Sie mir?«

Cannon grinste. »Ich würde gern heute noch New York verlassen.«

Manson nickte. »Okay. Ich werde sehen, was sich machen läßt. Ich rede mit dem Filialleiter meiner Bank…«

»Das finde ich sehr vernünftig von Ihnen, Mr. Manson«, sagte Cannon spöttisch. »Ich bin sicher, daß Sie das Geld zusammenkratzen werden.«

»Wo soll ich es Ihnen übergeben?«

»Hier.«

»Gut. Also: heute abend, sagen wir - einundzwanzig Uhr.«

Cannon nickte zufrieden und erhob sich. »Abgemacht. Und… lassen Sie sich kein Falschgeld andrehen.« Er wandte sich grußlos um und verließ Mansons Büro.

Der Direktor sandte ihm einen haßerfüllten Blick nach. Na warte, dachte er zornig. Du wirst heute noch dein blaues Wunder erleben. Man hat mich um Nachschub gebeten. Meine Wahl fiel eigentlich auf jemand anders, aber ich kann noch umdisponieren. Nun wirst du die Reise nach drüben antreten, und kein Mensch wird dich jemals wiedersehen!

***

Die Doppelsuite war von Bill Fleming bestellt worden, und nun kamen Professor Zamorra und Nicole Duval mit dem Taxi angefahren. Das livrierte Personal kümmerte sich sofort um ihr Gepäck, während Zamorra sich zum Rezeptionsschalter bemühte, um die nötigen Formalitäten zu erledigen.

In jeden Winkel dieses Superhotels hatte sich das Böse eingenistet, das konnte Zamorra mühelos feststellen. Die Leute, denen er auf dem Weg zum Fahrstuhl begegnete, wirkten betrübt, sahen aus, als litten sie alle an der gleichen unangenehmen Magenverstimmung.

Sechste Etage.

Der Lift hielt an. Zamorra und seine reizende Sekretärin folgten dem Pagen. Nachdem der Junge sein reichliches Trinkgeld bekommen hatte, buckelte er im Rückwärtsgang bis zur Tür, wünschte den Herrschaften einen schönen Aufenthalt und schloß die Tür dann lautlos von außen.

»Endlich allein«, sagte Zamorra schmunzelnd.

Nicole knuffte ihn. »Hoffentlich bringt dich das jetzt nicht auf dumme Gedanken.«

»Oh, so dumm wären die gar nicht«, erwiderte Zamorra grinsend.

Nicole fröstelte und rieb sich fest die Oberarme »Die Klimaanlage meint es ein bißchen zu gut mit uns.« Sie blickte sich um. Den Möbeln war eine gewisse vornehme Eleganz nicht abzusprechen. Aber irgend etwas störte diese optische Harmonie, ohne daß Nicole hätte erkennen können, was es war.

Zamorra fing an, auszupacken.

Nicole sah ihn erstaunt an. »Sag mal, irritiert dich hier drinnen nichts?«

»Doch.«

»Und du läßt die Sache so einfach auf sich beruhen?«

»Was sollte ich deiner Meinung nach denn tun?« fragte der Professor.

»Ich würde mir an deiner Stelle erst einmal Gewißheit verschaffen.«

»Das kommt noch«, entgegnete Zamorra. »Zunächst sollten wir uns hier häuslich einrichten und nicht vergessen, daß es bald Abend wird.«

Nicole konnte die Gelassenheit ihres Chefs nicht verstehen.

»Wir sollten uns umziehen und uns dann ins Restaurant begeben«, sagte der Professor.

»Ich bringe in diesem Hotel keinen Bissen hinunter!« sagte Nicole erregt.

»Du wirst dich an dieses Hotel gewöhnen müssen«, erwiderte Zamorra lächelnd. »Wer weiß, wie lange wir hier wohnen werden. Du hast doch nicht die Absicht, zu verhungern.«

Kopfschüttelnd begann auch Nicole auszupacken. Während sie ihre Kleider zum Schrank trug, hatte sie das untrügliche Gefühl, von jemandem beobachtet zu werden, und dieses Gefühl verstärkte sich in hohem Maße, als sie wenig später nackt unter der Dusche stand. Verflixt noch mal, da glotzte sie doch irgendeiner ganz frech an. Sie spürte den Blick auf ihrer Haut, und es war ihr schrecklich unangenehm, dermaßen schmutzig angestarrt zu werden.

Beunruhigt sah sie sich um.

Sie war allein. Zumindest konnte sie sonst niemanden entdecken. Aber das hieß noch lange nicht, daß tatsächlich keiner da war.

Als sie diese gierigen Blicke nicht mehr länger ertragen konnte, drehte sie hastig das Wasser ab und schlüpfte anschließend in ihren zyklamefarbenen Bademantel.

Dann rief sie Zamorra. Der Professor kam und fragte schmunzelnd: »Muß ich dir den Rücken waschen? Du hast wohl schon vergessen, was daraus das letztemal geworden ist…«

Nicole ging auf Zamorras anzügliche Worte nicht ein. Ihr Blick schweifte suchend durch den Raum. »Hier stimmt was nicht, Chef.«

»Wir sind uns einig, daß im ganzen Hotel was nicht stimmt«, sagte der Professor.

Nicole Duval schüttelte nervös den Kopf. »Nein. Nein. Hier drinnen ist es präsenter. Spürst du es denn nicht? Während ich duschte, hat mich jemand angestarrt… und er starrt noch!«

Zamorra wurde schlagartig ernst. Mit kalten Augen suchte er die Bedrohung. Seine Backenmuskeln zuckten kurz, als er glaubte, etwas entdeckt zu haben. »Dort oben!« zischte er, und er wies mit dem Zeigefinger auf die Fliese, deren Muster geringfügig von den anderen abwich.

»Tatsächlich«, sagte Nicole aufgeregt. »Von dort oben kommt es…«

Mit einem Satz war Professor Zamorra auf dem Badewannenrand. Jetzt sah er es ganz deutlich: diese eine Fliese hatte - ein Auge!

Ein Auge, das lebte! Mit einem weißen Augapfel, mit einer grauen Iris, mit einer schwarzen Pupille, die sich in diesem Moment verengte.

Das geradezu Unvorstellbare daran war, daß sich das Auge nicht hinter der Fliese befand, sondern darauf. Es klebte auf der glatten, glasierten Steinfläche und starrte Zamorra jetzt feindselig an.

Den Professor vermochte dieser Blick jedoch nicht zu ängstigen. Blitzschnell nahm er seinen silbernen Talisman ab. Er legte das schwere Amulett mit dem Drudenfuß in seine rechte Hand und beobachtete, wie sich der feindselige Ausdruck des Dämonenauges in einen entsetzten verwandelte.

Zamorra führte sein magisches Amulett langsam an die verhexte Fliese heran. Das Auge rollte in Panik. Zamorras Züge verkanteten. Mitleidlos drückte er sein Amulett auf das unheimliche Auge.

Es zischte und brodelte.

Und dann gellte ein markerschütternder Schrei durch die Suite, als hätte der Professor einem Menschen das Augenlicht geraubt. Nicole stand entsetzt da. Ihre zitternden Hände lagen auf den bleichen Wangen. Der Schrei war so grauenvoll gewesen, daß ihr jetzt noch, wo nichts mehr zu hören war, das Blut in den Adern stockte.

Vorsichtig nahm Zamorra sein Amulett von der Fliese.

Nun glich diese haargenau den andern.

Das Dämonenauge, das sie beobachtet hatte, war nicht mehr vorhanden. Als der Professor vom Badewannenrand heruntersprang, atmete Nicole Duval hörbar auf…

***

Es war sein letzter Abend im Hotel »Residence«, und er ließ es sich verdammt gutgehen. Die besten und teuersten Speisen ließ er sich servieren, und er aß, bis er beinahe platzte. Alles ließ er - wie stets - auf seine Rechnung setzen. Anschließend begab er sich in die Bar, und da trank er Sekt auf Kosten des Hauses. Über dem Flaschenregal hing

eine Uhr. Es war inzwischen acht geworden. Cannon lächelte gedankenverloren. Manson hatte das Geld bestimmt schon bereit. Eigentlich hätte er ihn jetzt schon aufsuchen können, doch da einundzwanzig Uhr ausgemacht war, wollte er dem Direktor diese eine Stunde noch gnädig gewähren.

Während Cannon an seinem Sekt nippte, dachte er an Tanja Solares. Sie hatte das Hotel wechseln wollen, es aber noch nicht getan. Seine Bemühungen, sie wiederzusehen, waren alle gescheitert.

Nun, er würde sie anrufen, sobald er von hier ausgezogen war, und er war fast sicher, daß sie ihm folgen würde. Nicht deshalb, weil er ihr das Leben gerettet hatte, sondern weil sie ähnlich für ihn empfand wie er für sie.

Viertel nach acht fuhr Cannon nach oben, um sich reisefertig zu machen. Die beiden Koffer waren in Rekordzeit gepackt. Fertig. Seinem Verlassen des Hotels stand nun nichts mehr im Wege.

Oder etwa doch?

Da war plötzlich etwas, das ihn irritierte.

Etwas Undefinierbares, von dem er sich dermaßen bedroht fühlte, daß er es mit der Angst zu tun bekam. Mit einemmal kamen ihm Zweifel, ob es richtig gewesen war, Hyram Manson das Messer an die Kehle zu setzen. Der Mann hatte Verbindungen ins Dämonenreich. Gefährliche Beziehungen, die man fürchten mußte. Hatte er, Cannon, sich zu weit vorgewagt?

Fast schien es ihm so.

Er glaubte, hinter sich ein Flüstern zu hören.

»Tony!« zischelte es. »He, Tony Cannon!« Und das, obwohl er allein in seiner Suite war. In diesem Augenblick erkannte er, daß er verdammt leichtsinnig gewesen war. Er hatte sich ohne jede Rückendeckung an Hyram Manson herangewagt, und nun schlug Manson mit Hilfe seiner unheimlichen Verbindungen zurück…

»Tony!«

Cannon wandte sich mit einem heiseren Schrei um.

Völlig verstört stand er dem gegenüber, was er mit weit aufgerissenen Augen erblickte, und er war in dieser Schrecksekunde nicht fähig, auch nur einen Finger zu bewegen.

***

Das Abendessen war ausgezeichnet gewesen. Nicole hatte es trotzdem nur mit großem Widerwillen hinuntergewürgt. Das schreckliche Auge, das sie so gierig angestarrt hatte, ging ihr nicht aus dem Sinn. Zamorra hatte mehrfach versucht, ein angeregtes Tischgespräch in Schwung zu bringen, doch Nicole war auf nichts eingestiegen, hatte lustlos in ihrem Essen herumgestochert, und so war dann eben das große Schweigen ausgebrochen, das sich immer noch

hinzog.

Ein Drink an der Bar färbte zwar Nicoles Wangen rot, aber er vermochte nicht ihre Zunge zu lösen.

»Nicole«, sagte Professor Zamorra schließlich verstimmt. »Sag mal, was ist denn bloß in dich gefahren?«

Das blonde Mädchen räusperte sich verlegen. »Ich weiß es nicht.«

»Denkst du immer noch an dieses Auge?«

»Ich kann es nicht verhindern. Tut mir leid.«

»Es… es hat dich doch nicht etwa hypnotisiert«, sagte der Professor beunruhigt.

Nicole schüttelte den Kopf. »Diesbezüglich scheint nichts passiert zu sein. Ich kann nach wie vor frei entscheiden.«

»Versuch den unliebsamen Zwischenfall zu vergessen.«

»Ich bemühe mich ja.«

»Soll ich dir helfen?«

»Ich werd' schon darüber hinwegkommen.« Nicole nippte an ihrem Sherry. »Ob sich in jeder Suite ein solches Auge befindet?«

»Keine Ahnung«, erwiderte der Professor. »Aber auszuschließen ist es nicht. Auf diese Weise hätten die Dämonen alle Hotelgäste jederzeit unter Kontrolle.«

»Dann weiß man also jetzt bereits im Schattenreich, daß wir hier sind?«

»Anzunehmen.«

»Man wird versuchen, uns so schnell wie möglich wieder loszuwerden«, sagte Nicole.

»Vielleicht… vielleicht auch nicht. Ebensogut könnten unsere Gegner erst mal abwarten. Ihre Position ist besser als die unsere. Sie können uns laufend unter Beobachtung halten und erst dann zuschlagen, wenn sie merken, daß wir ihrer Sache gefährlich werden.«

Nicole zog die Mundwinkel nach unten. »Diese Sorge brauchen sie vorläufig noch nicht zu haben.«

Zamorras Augen wurden schmal. »Das wird sich sehr bald ändern, meine Liebe, darauf hast du mein Wort. Möchtest du noch einen Sherry?«

»Nein, danke. Der eine ist mir bereits zu Kopf gestiegen.«

»Wollen wir nach oben gehen?«

»Einverstanden«, erwiderte Nicole und glitt vom Hocker. Sie verließen die mondäne Hotelbar und kamen an der Rezeption vorbei. Eine hübsche, gertenschlanke Frau, fand Zamorra, streifte sie mit einem flüchtigen Blick und blieb dann unvermittelt aus zwei Gründen stehen.

Erstens hatte er in der Frau die berühmte Tänzerin Tanja Solares erkannt, und zweitens hatte sie soeben zu dem drahtigen Mann hinter dem Pult ziemlich scharf gesagt: »Tony Cannon soll abgereist sein?

Das glaube ich Ihnen niemals, junger Mann. Ich habe den Eindruck, Sie sagen mir bewußt die Unwahrheit!«

Der Hotelangestellte bemühte sich um ein freundliches Lächeln. »Welchen Grund sollte ich haben, Sie zu belügen, Miß Solares?«

»Die Frage ist gut!« sagte die Tänzerin ärgerlich. »Können Sie sie mir nicht beantworten?«

Der Angestellte, an den Umgang mit schwierigen Gästen gewöhnt, ließ sich nicht aus der Ruhe bringen. »Mr. Cannon hat seine Rechnung beglichen und ist dann sofort abgereist, mehr kann ich Ihnen beim besten Willen nicht sagen.«

»Abgereist!« fauchte die Tänzerin wütend. »Abgereist, ohne sich von mir zu verabschieden? Ohne mir eine Nachricht zu hinterlassen?«

»Ich kenne seine Gründe nicht.«

»Wohin ist Mr. Cannon abgereist, hm?«

Der junge Mann hob die Schultern. »Das entzieht sich leider meiner Kenntnis. Keiner unserer Gäste ist verpflichtet, uns das zu sagen.«

Zamorra stutzte.

Was war hier vorgefallen? Ein Mann namens Tony Cannon hatte offenbar ziemlich überstürzt das Hotel verlassen - und niemand wußte, wohin er abgereist war.

Dazu gab es mindestens acht Parallelen.

Der Professor löste sich von Nicole Duval und ging auf die Tänzerin zu.

»Miß Solares«, sagte er freundlich. Tanjas Kopf ruckte herum. Sie musterte ihn mißtrauisch. »Mein Name ist Zamorra. Kann ich Sie einen Augenblick sprechen?«

***

Er sah sich tausendfach, war umgeben von einem Spiegelwald, der ihn maßlos verwirrte. So viele Spiegel in seiner Suite! Wo kamen die so plötzlich her? Es mußte sich um einen Trick der Dämonen handeln. Tony Cannon versuchte, sich einigermaßen zu beruhigen. Er hob die Hand, um sich den Schweiß von der Stirn zu wischen, und gleichzeitig taten das auch seine tausend Spiegelbilder. Oder waren es mehr?

Teufel noch mal, was hatte das zu bedeuten?

»Tony!« flüsterte es wieder.

Die Spiegelbilder waren es. Sie riefen ihn, und obwohl er nun ganz steif dastand, bewegten sie sich, winkten ihn zu sich, lockten ihn, flüsterten ihm zu, er möge doch mit ihnen kommen.

Sie führten ein rätselhaftes Eigenleben.

Cannon atmete mehrmals tief durch.

Eine optische Täuschung. Etwas anderes konnte das nicht sein. Er war sicher, daß er durch diese Spiegel einfach hindurchgehen konnte, weil sie nicht wirklich vorhanden waren.

Verflucht, das hatte ihm dieser widerliche Hyram Manson eingebrockt. Aber das sollte er nicht ungestraft veranlaßt haben.

Erst mal raus hier! dachte Tony Cannon wütend. Und wenn du draußen bist, knöpfst du dir den schleimigen Fettsack tüchtig vor. Der wird sich wundern.

Cannon rannte auf die Spiegelwand los, in der Meinung, sie wäre nicht vorhanden. Da prallte er knallhart gegen das Glas. Es schien mehrere Zoll dick zu sein, zersplitterte nicht, bekam nicht einmal einen Sprung. Diese Erkenntnis rief nun in ihm eine erhitzte Panik hervor.

Verstört tastete er den Spiegel ab.

Sein Spiegelbild grinste ihn höhnisch an, verspottete ihn mit einem tückischen, schadenfrohen Blick.

Es war auf eine rätselhafte Weise zu seinem eigenen Feind geworden. Unfaßbar, aber furchtbare Realität. Cannon wandte sich um. Ein bestürzter Schrei entrang sich seiner Kehle, als er feststellte, daß er von diesen Geisterspiegeln nunmehr völlig eingeschlossen war.

Sie bildeten um ihn herum einen Kreis, aus dem es kein Entrinnen mehr zu geben schien. Er war gefangen inmitten dieser dicken Spiegelwände.

Sein Herz trommelte wie verrückt gegen die Rippen. Sein Atem ging schnell. Wütend riß er das rechte Bein hoch. Er feuerte einen wütenden Tritt gegen das Glas. Nichts geschah.

Diese Spiegel schienen sogar einen Pistolenschuß heil überstehen zu können. Sie rückten näher heran. Der Kreis wurde kleiner. Gott im Himmel, was war da im Gange?

Wie von Sinnen rannte Tony Cannon gegen die immer enger zusammenrückenden Spiegel an. Er schlug mit den Fäusten dagegen, zahlreiche Beulen wölbten sich schon auf seiner Stirn.

Er fing an, um Hilfe zu rufen, brüllte sich die Lunge aus dem Leib, doch niemand schien ihn zu hören, und seine eigenen Spiegelbilder begannen, ihn lauthals auszulachen.

Eiskalte Schauer überliefen ihn. Jetzt, in diesem gefährlichen Augenblick, erkannte er, daß er einen schwerwiegenden Fehler begangen hatte. Den größten Fehler seines Lebens hatte er gemacht, und nun bekam er dafür umgehend die hohe Rechnung präsentiert.

Wie hatte er nur so närrisch sein können, einen Mann, der mit Dämonen unter einer Decke steckte, erpressen zu wollen? Wieso war ihm nicht rechtzeitig in den Sinn gekommen, daß das einfach nicht gutgehen konnte?

Manson allein war eine miese kleine Null.

Aber war Manson denn allein?

Er stand im Dienst der Dämonen.

Und das wiederum bedeutete, daß die Dämonen ihre Hand schützend

über ihn hielten. Wer sich mit ihm anlegte, der legte sich gleichzeitig auch mit seinen Beschützern an. Ein solcher Mensch mußte nicht alle Tassen im Schrank haben! Er, Cannon, war dieser wahnwitzige Idiot!

Zu spät war es nun für die Reue.

Zu spät, um noch etwas rückgängig zu machen. Die Dinge nahmen ihren Lauf. Unaufhaltsam, gnadenlos.

Cannon schossen die Gerüchte von den verschwundenen Leuten durch den Kopf. Jetzt teilte er ihr Schicksal. Er würde da landen, wohin man sie verschleppt hatte, und keiner würde ihn jemals wiedersehen.

Diese Zukunftsaussichten machten ihn rasend. Er wollte nicht verschwinden.

»Tony!« riefen ihm seine Spiegelbilder höhnisch grinsend zu. »Tony, komm zu uns! Komm doch! Komm!«

»Manson!« brüllte Cannon wie von Sinnen, und er hoffte, daß der Direktor ihn hören konnte. »Manson!«

Er bekam keine Antwort.

Und wieder lockten die Spiegelbilder. »Nun komm doch zu uns, Tony!«

Er hielt sich verzweifelt die Ohren zu, um sie nicht mehr zu hören, und brüllte erneut Mansons Namen. »Ich gebe auf, Manson! Hören Sie, Manson, Sie können Ihr verdammtes Geld behalten! Ich will es nicht mehr haben! Manson, lassen Sie mich aus diesem verfluchten Spiegelkäfig raus! Ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich Ihnen keine Schwierigkeiten machen werde! Ich gehe fort! Meinetwegen können Sie mich auch der Polizei übergeben! Machen Sie mit mir, was Sie wollen, aber lassen Sie mich um alles in der Welt raus aus diesem fürchterlichen Gefängnis! Hier drinnen wird man ja wahnsinnig!«

Die Spiegelbilder ringsherum grienten. »Habt ihr das gehört? Wahnsinnig wird er bei seinem eigenen Anblick. Ist das nicht köstlich?«

Cannon drehte sich immerzu im Kreis.

Ihm wurde schwindelig. Er war einer schweren Erschöpfung nahe, rannte immer wieder aufs Neue gegen die Glaswände an, schlug sich die Hände daran blutig und brüllte wie auf der Folter.

Als die Spiegel so eng um ihn herumstanden, daß er glaubte, kaum noch einen Atemzug tun zu können, unternahm er einen allerletzten Versuch.

Keuchend wuchtete er sich vorwärts.

Plötzlich kein Widerstand. Cannon riß entsetzt die Augen auf. Sein eigener Schwung riß ihn nach vorn. Er kippte direkt in einen der Spiegel hinein, merkte, daß er fiel, wollte sich irgendwo festkrallen, aber da war nichts, wo er Halt finden konnte.

Heulen und Brausen umfing ihn.

Er raste auf eine so unwirkliche Schwärze zu, wie er sie in seinem ganzen Leben noch nicht gesehen hatte, und als er in sie eintauchte, breitete sich diese Schwärze auch in seinem Kopf aus.

Sein Angstschrei riß jäh ab.

Und von dieser Stunde an befand er sich in den Dimensionen des Grauens.

***

»Tony Cannon ist nicht abgereist!« behauptete Tanja Solares fest. Zamorra hatte gebeten, ihr ein paar Fragen stellen zu dürfen, er hatte ihr Nicole Duval vorgestellt, und es war ihm gelungen, das Vertrauen der Tänzerin zu erwerben. Sie waren in die Bar zurückgekehrt und hatten an einem der Tische Platz genommen. Zamorra blickte sich suchend um. Soweit er dies auf Anhieb feststellen konnte, waren sie hier weitgehend unbeobachtet.

»Wieso sind Sie so sicher, daß Mr. Cannon das Hotel nicht verlassen hat, Miß Solares?« wollte Nicole wissen.

Tanja überlegte kurz, ob sie davon sprechen sollte. Schließlich entschloß sie sich, es zu tun, und erklärte: »Er… er hatte kein Geld, um die Hotelrechnung zu bezahlen. Das hat er mir gebeichtet.«

Zamorra bestellte beim Kellner drei Whisky on the rocks. Die Drinks kamen umgehend. Nachdem der Professor kurz daran genippt hatte, fragte er: »Kennen Sie Mr. Cannon gut, Miß Solares?«

Die Tänzerin hob ernst den Kopf. »Er ist mein Freund.«

»Was hat er für einen Beruf?«

»Das weiß ich nicht.«

»Er hat kein Geld, steigt in diesem Luxushotel ab, kann nicht ausziehen, weil er die Rechnung nicht bezahlen kann… da stimmt doch was nicht, Miß Solares«, sagte Zamorra eindringlich. »Ich nehme an, Sie sind daran interessiert, ihn wiederzufinden.«

»O ja«, sagte die Tänzerin schnell, und Leidenschaft blitzte kurz in ihren Augen.

»In diesem Fall sollten Sie meiner Sekretärin und mir bedingungslos vertrauen«, forderte der Professor mit fester Stimme. »Mag sein, daß es sich wie eine Lüge anhört, Miß Solares, aber auch wir möchten Tony Cannon wiederfinden.«

Tanja schien das in den falschen Hals zu bekommen. »Sie?« fragte sie voller Mißtrauen. »Sind Sie beide etwa von der Polizei? Sollte das der Fall sein, dann können Sie mit meiner Unterstützung ganz bestimmt nicht rechnen!«

Zamorra schüttelte langsam den Kopf. »Keine Sorge, Miß Solares. Was auch immer Tony Cannon möglicherweise ausgefressen hat, es interessiert mich nicht. Ich bin Professor für Parapsychologie. Können Sie damit etwas anfangen?«

Tanja nickte zaghaft. »Ich denke schon.«

»Ich befasse mich mit außersinnlichen Wahrnehmungen, mit übernatürlichen Phänomenen… und ich mache auch Jagd auf Geister und Dämonen. Aus diesem und aus keinem anderen Grund bin ich hier. Ich kann im Moment nur hoffen, daß Sie mir das glauben, denn es ist die Wahrheit. Man hat mir erzählt, daß mindestens acht Menschen spurlos verschwunden sind. Alle haben hier gewohnt. Alle sind angeblich von hier mit unbekanntem Ziel abgereist… Wie Tony Cannon, wenn mein Verdacht stimmt.«

Tanja goß viel Whisky in ihre trockene Kehle. Dann sah sie abwechselnd Nicole und den Professor an. Sie beugte sich etwas vor und flüsterte: »Ich sage Ihnen, mit diesem Hotel stimmt was nicht.«

»Der Meinung sind wir auch«, nickte Nicole Duval.

»Ich hätte in der vergangenen Nacht beinahe Selbstmord begangen«, erzählte die Tänzerin gepreßt.

Zamorra rieselte es kalt über die Wirbelsäule. »Es war nicht Ihr eigener Entschluß, aus dem Leben zu scheiden, wenn ich Sie recht verstehe.«

»So etwas Schreckliches würde mir nie im Traum einfallen… Trotzdem hätte ich es um ein Haar getan. Tony Cannon hat es in letzter Sekunde verhindert.«

»Wie?« wollte Zamorra wissen.

Tanja befeuchtete sich die Lippen, während sie nachdenklich den Eiswürfel in ihrem Glas anstarrte. Kaum hörbar sagte sie: »Ich wollte eine Überdosis Schlaftabletten schlucken. Tony hat es nicht zugelassen.«

Nicole musterte die Tänzerin unsicher. »Sie wollten die Tabletten in seiner Gegenwart…?«

»Ich hatte keine Ahnung, daß er sich in meiner Suite befand.«

»Das müssen Sie uns näher erklären«, verlangte Zamorra.

Die Tänzerin schüttelte mit gekräuselter Stirn den Kopf. »Dazu habe ich kein Recht.«

»Ein Mann, der nicht einmal soviel Geld hat, um seine Hotelrechnung zu begleichen… unerlaubt in der Suite einer wohlhabenden, berühmten Tänzerin«, sagte Zamorra, jedes Wort bewußt betonend. »Sind Sie nicht der Meinung, daß wir uns darauf selbst einen Reim machen könnten?«

Tanja holte ihre Zigaretten aus der Handtasche und brannte sich mit zitternder Hand ein Stäbchen an. Sie mied Zamorras und Nicoles Blick, rauchte nervös und sah zum Tresen hinüber, während sie mühsam versuchte, Ordnung in ihren Kopf zu bringen. Es stimmte. Sie hatte schon so vieles über Tony Cannon gesagt, daß es auf den Rest auch nicht mehr ankam. Und - Zamorra war Parapsychologe, kein Polizist.

Die Tänzerin rauchte die Zigarette bis zur Hälfte und drückte sie dann im Aschenbecher aus.

»Habe ich Ihr Versprechen, daß Sie für sich behalten werden, was ich Ihnen jetzt anvertraue?« erkundigte sich Tanja Solares, und ihre Augen bettelten um ein Ja.

Zamorra nickte sofort. »Nichts, was Sie uns sagen werden, wird diesen Kreis jemals verlassen, Miß Solares«, versicherte er feierlich, und Nicole Duval schloß sich diesen Worten mit einem beipflichtenden Nicken an. Die Tänzerin tat einen erleichterten Atemzug, und dann erzählte sie mit einer um Verständnis heischenden Miene von jenen Umständen, unter denen sie mit Tony Cannon bekannt geworden war.

Nicole staunte mit großen Augen.

Der Hochstapler und die Tänzerin. Scheinbar ging die Sache von der vergangenen Nacht in die Tiefe.

Das wäre ein großartiges Thema für einen Illustriertenroman gewesen.

Als Tanja geendet hatte, herrschte für wenige Augenblicke nachdenkliches Schweigen, das die Tänzerin schließlich mit den Worten brach: »Ich bin davon überzeugt, daß Tony irgend etwas Schlimmes zugestoßen ist. Mir kann man nicht weismachen, er wäre abgereist. Man will damit nur das vertuschen, was tatsächlich mit ihm geschehen ist.«

Zamorra legte Geld für die Getränke auf den Tisch und erhob sich. »Wissen Sie, was wir jetzt machen, Miß Solares? Wir sehen uns in Cannons Suite um. Möglicherweise bringt uns das auf eine Idee.«

***

Er schlug nur die Augen auf, schloß sie aber gleich wieder. Ein heftiger Schmerz setzte in seinem Kopf ein. Es war ihm, als würde man in seinem Gehirn mit glühenden Nadeln herumwühlen. Der Boden, auf dem er lag, roch moderig, war erdig und feucht. Mit geschlossenen Augen lauschte er, und er erinnerte sich, eine brennende Fackel gesehen zu haben, als er die Augen offen gehabt hatte. Jetzt hörte er sie leise knistern.

Hyram Manson. Die Spiegel. Der Sturz ins schwarze Nichts… Alles war ihm noch in bester Erinnerung. Angst kroch ihm in die Brust. Er hatte vorläufig nicht den Mut, noch einmal die Augen zu öffnen und sich umzudrehen. Er befürchtete zu sehr einen neuerlichen Schock.

Der Kopfschmerz ebbte allmählich ab.

Cannon wälzte sich ächzend über den Boden und blieb auf dem Rücken liegen.

Bestimmt war er allein. Allein - wo? Sein Atem ging ruhig. Er sog die Luft durch die Nase ein, und plötzlich registrierte er den verlockenden

Duft köstlicher Speisen. Das verwirrte ihn so sehr, daß er nun doch noch einmal die Augen aufschlug und sie auch offenhielt.

Dort blakte die Fackel.

Feucht glänzende Wände aus massiven Steinquadern umgaben ihn. Ein Gefängnis? Stöhnend setzte sich Tony Cannon auf und erblickte einen schweren, massiven, roh gezimmerten Tisch, auf dem sich all die herrlich duftenden Köstlichkeiten türmten. Was hatte das zu bedeuten? Waren all die Speisen für ihn hergerichtet? Ihm lief das Wasser im Mund zusammen, und er hatte das Gefühl, seit langem nichts mehr zwischen die Zähne bekommen zu haben. Sein Magen fing an zu knurren. Er war hungrig. Aber er hatte nicht den Mut, sich etwas von diesem Tisch zu holen.

Schweinefleisch, Huhn, Lamm, Rind… Alles knusprig braun gebraten und einen unwahrscheinlich köstlichen Duft verströmend. Dazwischen lagen große süße Trauben, Zitrusfrüchte, Bananen… Wie im Schlaraffenland. Cannon begriff diese rätselhafte Situation nicht.

Er hatte sich den Unmut der Dämonen zugezogen, als er hinging, um Hyram Manson zu erpressen. Doch statt ihn zu strafen, belohnten sie ihn nun mit einer so herrlich reich gedeckten Tafel. Wo war da der Haken? Waren die Speisen etwa vergiftet?

Das war's! Man wollte ihn quälen, stellte die verlockendsten Speisen vor ihn hin, machte ihn hungrig und veranlaßte ihn auf diese Weise, von diesen präparierten Speisen zu nehmen.

Aber diese Freude wollte er ihnen nicht machen.

Er wandte sich hastig um, um die Speisen nicht mehr zu sehen, und damit er sie auch nicht mehr riechen konnte, hielt er sich die Nase zu.

Nicht mit mir! dachte er hartnäckig. Darauf falle ich euch nicht herein!

Schritte drangen plötzlich an sein Ohr.

Jetzt erst entdeckte er links die massive Holztür.

Verkrampft wartete er auf das, was nun passieren würde. Kam man nachsehen, ob er sich schon in Krämpfen wand? Sein Gesicht wurde hart. Die Lippen bildeten einen schmalen Strich. Was auch immer da auf ihn zukommen würde, er würde es wie ein Mann tragen.

Ein Riegel, schwer und klobig, knallte zur Seite. Dann wurde die Tür aufgerissen, und drei Männer betraten den Kerker. Es gab wohl nichts mehr, das Cannon jetzt noch in Erstaunen versetzen konnte. Die Männer waren gekleidet wie die Römer vor zweitausend Jahren. Es waren kräftige, muskulöse Burschen mit finsteren Gesichtern und harten, gnadenlosen Augen.

Einer der Männer - er war größer, breitschultriger und kräftiger als die anderen - warf einen schnellen Blick auf den Tisch. »Du hast noch nichts gegessen?«

Cannon schüttelte starrsinnig den Kopf. »Ich habe keinen Hunger.«

»Du solltest trotzdem essen.«
»Ich mag nicht!« zischte Cannon wütend. Er sah einen Dolch im Gürtel des Mannes, der mit ihm sprach, stecken, und ihm waren auch die kurzen Schwerter aufgefallen, die alle drei Kerle trugen.
»Möchtest du irgend etwas anderes haben?« wurde Cannon gefragt.
Tony starrte seinem Gegenüber herausfordernd in die Augen. »Wer bist du? Sag mir deinen Namen?«
»Ich bin Messala«, antwortete der große Bursche. Er hatte scharfgeschnittene Züge, eine straffe, braune Haut und eine kurze gerade Nase.
»Verrätst du mir auch, wo ich mich befinde?« fragte Cannon lauernd.
»Warum nicht?« gab Messala mit einem flüchtigen Lächeln zurück. »Du befindest dich in der besten und bekanntesten Gladiatorenschule des römischen Reiches.«
Cannon hatte das Gefühl, jemand würde ihm den Boden unter den Füßen wegziehen. »Ich befinde mich *wo*?« fragte er fassungslos. »In einer Gladiatorenschule?«
Messala nickte fest. »Die unter meiner Leitung steht!«
Cannon geriet nun doch aus der Fassung. »Was… was soll ich denn hier?« fragte er bestürzt. Seine Stimme klang entsetzlich heiser.
»Erst einmal essen, damit du zu Kräften kommst!« sagte Messala und wies auf die Speisen, die auf dem Tisch lagen.
»Und… dann?« fragte Cannon stockend.
»Wir werden hart miteinander arbeiten müssen.«
Cannon wischte sich mit dem Handrücken über die feuchte Stirn. »Heißt das etwa, daß du mich zum Gladiator ausbilden willst?«
»So ist es.« Messala schob sein Kinn vor und sagte stolz: »Du kannst dich glücklich preisen, denn es ist die größte Auszeichnung für einen Gladiator, wenn er in der Arena der Verdammten gegen Horros, den Gladiator des Grauens, kämpfen darf!«

***

Sie fuhren gemeinsam mit dem Lift zur zehnten Etage hinauf. Tanja Solares führte Zamorra und seine Assistentin zu Tony Cannons Suite. Etwas bleich um die Nase blieb sie vor der Tür stehen, und Zamorra beobachtete, wie sie die Finger kreuzte - die einzige Hilfe, die sie Tony im Augenblick geben konnte.
Zamorra drehte am Türknauf. »Abgeschlossen«, stellte er fest.
»Vielleicht paßt mein Schlüssel«, sagte die Tänzerin spontan.
Zamorra schüttelte den Kopf. »Bestimmt nicht.« Er lächelte die Tänzerin aufmunternd an. »Aber das kriegen wir schon hin.« Rasch zückte er seine Plastik-Kreditkarte, und im Handumdrehen hatte er die Tür offen.
Tanja sah ihn verblüfft an.

Er hob die Schultern. »Tja, manchmal kommt auch ein Parapsychologe nicht umhin, diese Tricks anzuwenden, Miß Solares. Ich hoffe, das rückt mich jetzt in kein falsches Licht.«

Tanja winkte mit einer fahrigen Handbewegung ab. Was für ein einmaliger, selbstsicherer Mann! dachte sie, und sie glaubte, für Tony Cannon hoffen zu dürfen, denn *wenn* noch jemand etwas für ihn tun konnte, dann war das Professor Zamorra.

Er trat als erster ein.

Tanja wollte ihm bedenkenlos folgen, doch Nicole legte ihr die Hand auf die Schulter und schüttelte kaum merklich den Kopf. »Besser, wir halten einen kleinen Sicherheitsabstand, Miß Solares.«

»Wie Sie meinen«, hauchte die Tänzerin hochgradig nervös. Ihre Augen waren groß und ließen erkennen, wie angespannt sie war.

Cannons Suite war aufgeräumt und geputzt - fertig für den nächsten Gast, stellte Zamorra fest. Keine Kleider im Schrank. Die Bettwäsche gewechselt, die Handtücher im Bad ausgetauscht. Die frische Seife duftete. Niemand konnte bei dieser gähnenden Leere und der peinlichen Ordnung, die hier drinnen herrschte, annehmen, daß Cannon *nicht* abgereist war.

Zamorra fühlte ein heißes Brennen auf seiner Brust.

Sein Amulett verriet ihm etwas.

Er konzentrierte sich auf den silbernen Talisman, stand still und reglos mitten im Raum und ließ die vorhandene Strahlung auf sich einwirken. Wie geistesabwesend wirkte er. Als er Nicole und Tanja dann mit finsterer Miene ansah, war sein Blick hart und aggressiv.

»Tony Cannon ist nicht fortgegangen«, sagte er zur Tänzerin. »Er wurde abgeholt.«

Tanja fuhr sich an die Lippen. »O mein Gott.«

»Ich bin ganz sicher, daß er seine Suite nicht freiwillig verlassen hat…«

»Entführt?« fragte Tanja entsetzt. »Er wurde entführt, Professor?«

Zamorra hob die Schultern. »Entführt ist nicht das passende Wort«, antwortete er. »Geholt ist meiner Meinung nach treffender.«

»Aber wie…?«

Zamorra sah der Tänzerin ernst in die Augen. »Es gibt viele Möglichkeiten. Im Jenseits kennt man unzählige Tricks, um Schleusen nach drüben zu errichten… und durch diese Schleusen werden jene Menschen, die man drüben haben will, hinübergeholt.«

Die Tänzerin hing mit flatterndem Blick an Zamorras Lippen, als sie fragte: »Glauben Sie, daß Sie diese… Schleuse finden werden, Professor?«

Zamorra breitete die Arme aus und erwiderte: »Ich hoffe es, Miß Solares. Ich hoffe es sehr.«

***

In den Dimensionen des Grauens herrschten völlig andere Zeitbegriffe, stellte Tony Cannon verwundert fest. Obwohl ihm sein Verstand sagte, daß er sich in diesem Kerker erst wenige Stunden aufhielt, war es bereits mehrmals Tag und Nacht geworden. Wenn er richtig gezählt hatte, waren hier drüben bereits vier Tage seit seiner schleierhaften Ankunft vergangen.

Vier Tage, in denen er gut gesessen und getrunken hatte, in denen er neue Kräfte gesammelt hatte, die zu seiner Erholung gedient hatten. Man hatte ihn neu eingekleidet, und nun sah auch er aus wie ein Römer aus längst vergangenen Tagen. Er trug eine Art Schurz aus dunkelbraunen Lederstreifen und ein rauhes, grobgewebtes Hemd.

Messala sah regelmäßig nach ihm. Was Speise und Trank anbelangte, wurde ihm jeder Wunsch erfüllt - wie einem zum Tode Verurteilten.

Waffen hatten sie ihm noch keine in die Hand gegeben. Das geschah an diesem vierten Tag, den er nun schon im Geisterreich verbrachte. Messala kam mit zwei Wächtern. Er baute sich vor Cannon auf und stellte anerkennend fest: »Du hast eine gute Figur. Du wirkst robust. Du hast Kraft. Du kannst bestimmt einiges aushalten. Es ist Zeit, daß ich dich im Gladiatorenkampf unterweise!«

Auf einen Wink gaben die Wächter dem Gefangenen ein breites, kurzes Schwert und einen kreisrunden Schild.

Cannon war immer noch nicht in der Lage, diese Ungeheuerlichkeit zu begreifen.

Man wollte tatsächlich einen Gladiator aus ihm machen. War das nicht irrsinnig? Aus ihm, einem Menschen, der im zwanzigsten Jahrhundert lebte - oder gelebt hatte -, wollte man einen Kämpfer mit Schwert und Schild machen. Wahnsinnig war das doch. Er hatte von diesen Dingen keine Ahnung. Die Zeit der grausamen Gladiatorenkämpfe, an denen sich das römische Volk ergötzt hatte, war längst vorbei, gehörte einer Vergangenheit an, die in dieser Beziehung nicht gerade rühmlich gewesen war, wenn man an die Gemetzel denkt, die sich in den römischen Arenen so häufig zugetragen hatten.

Und nun war für Tony Cannon diese grauenvolle Zeit zurückgekehrt, beziehungsweise ihn hatte es in diese Zeit verschlagen.

Verwirrt starrte er das Schwert in seiner Hand an. Er konnte damit doch gar nicht umgehen. Messala nickte ihm mit finsterer Miene zu und sagte scharf: »Komm!«

Cannon hatte keine andere Wahl.

Sie hatten ihn tagelang gemästet. Jetzt mußte er das gute Essen abarbeiten.

Sie führten ihn in eine Art Hof. Der Boden bestand aus hellem Sand, war fest, und man sank nicht ein. Am wolkenlosen Himmel stand eine grelle, gleißende Sonne, die Cannon allmählich den Schweiß aus allen

Poren trieb.
Er sah sich verwirrt um. Hohe Steinmauern umgaben ihn. Und darüber gab es Stufen, auf denen man sitzen konnte. Er befand sich in einer Arena. Außer den beiden Wächtern, die Messala begleitet hatten, gab es keine Zuschauer.
Messala wandte sich an Tony. »Hör zu. Es steht uns nicht allzuviel Zeit zur Verfügung, deshalb werden wir hart miteinander arbeiten müssen. Sag mir, was du über Gladiatorenkämpfe weißt.«
Cannon erinnerte sich an das, was er in der Schule darüber gehört hatte: »Gladiatorenkämpfe sind blutige Schaukämpfe, die von Fechtern - den sogenannten Gladiatoren - in Amphitheatern ausgetragen werden. Ursprünglich war dies ein kultischer Brauch der Etrusker. Die ersten Gladiatorenspiele wurden in Rom im Jahre 264 vor Christus abgehalten. Die Kämpfer wurden aus den Massen der Kriegsgefangenen oder den Reihen der Verbrecher ausgesucht, in späteren Zeiten verwendete man auch Sklaven, die in besonderen Gladiatorenschulen ausgebildet wurden… Meist ist der eine Gegner mit Kurzschwert und Schild, der andere mit Netz und Dreizack ausgerüstet. Wird ein Gladiator durch Verwundung oder Ermattung kampfunfähig, entscheiden die Zuschauer, ob er am Leben bleiben darf oder ob der Gegner ihm den Todesstoß geben soll…«
Messala lachte knurrend. »Sehr gut. Du weißt darüber mehr als die anderen, die ich zu unterrichten hatte.«
Tony Cannon schluckte. »Wie viele waren es?«
»Zwölf bis jetzt. Du bist der dreizehnte.«
Das bringt Unglück! dachte Cannon erschrocken. »Was ist aus meinen Vorgängern geworden?«
»Horros hat sie getötet.« Messala winkte ärgerlich ab. »Wir wollen nicht über sie sprechen. Sie sind es nicht wert…«
»Wieso nicht?«
»Sie haben stümperhaft gekämpft. Du wirst deine Sache besser machen, dessen bin ich gewiß.« Messala wies auf den Schild und das Schwert. »Damit ist bereits festgelegt, womit dein Gegner ausgerüstet sein wird - mit Netz und Dreizack.« Ein Wink von Messala genügte. Einer der beiden Männer brachte ihm die genannten Dinge.
Cannon starrte beunruhigt auf die drei scharfen Spitzen des gefährlichen Dreizacks. Gott im Himmel, sollte er daran enden wie ein harpunierter Fisch?
Messala warf mehrmals das grobmaschige Netz hoch. Er bewies damit eine unglaubliche Fertigkeit, und er erwähnte nebenbei, daß Horros mit dem Netz unschlagbar sei.
»Paß auf«, sagte Messala und bedeutete den Wächtern, sie mögen sich zurückziehen. »Horros wird immer wieder versuchen, dich mit dem Netz zu Fall zu bringen. Er wird es dir nicht über den Kopf

werfen, sondern wird es unten nach deinen Beinen schleudern. Etwa so…«

Messala sprang zurück und ließ das Netz waagrecht durch die Luft sausen. Ehe Cannon reagieren konnte, waren seine Beine davon umschlungen. Ein blitzschneller, kräftiger Ruck, Tony fiel in den Sand, und Messala war bereits mit dem zum tödlichen Stoß erhobenen Dreizack über ihm.

Cannon brach der kalte Angstschweiß aus.

Er strampelte sich nervös frei und stand wieder auf.

»Du mußt versuchen, immer wieder über das Netz zu springen!« sagte Messala hart. »Spring!« schrie er dann unvermittelt, und das Netz sauste schon wieder auf Cannons Beine zu. Er sprang zwar, aber zu spät - und so landete er erneut im Sand.

»Du mußt schneller werden!« sagte Messala ernst. »Noch einmal. Spring!«

Diesmal war Cannon rechtzeitig in der Luft. Das Netz fegte unter ihm hindurch. Es kam von der anderen Seite aber sofort wieder zurück und riß ihn erneut zu Boden.

Messala grinste auf ihn herab. Er nickte langsam. »Du siehst, du mußt noch sehr viel lernen, wenn dein Kampf gegen Horros länger als einen winzigen Augenblick währen soll!«

***

Hyram Manson massierte seinen feisten Nacken. Er goß sich Whisky ein. In letzter Zeit sprach er dem Alkohol immer mehr zu. Er wußte zwar, daß er sich damit langsam kaputtmachte, aber er konnte nicht anders, er mußte trinken, sonst hätte er den schweren nervlichen Druck, der auf seinen schwammigen Schultern lastete, nicht ertragen können.

Es hatte ganz harmlos begonnen.

Anfangs hatten ihn die Dämonen nur hin und wieder um einen kleinen Gefallen gebeten, den er ihnen gern getan hatte, weil sie ihn dafür jedesmal reich belohnt hatten. Doch nach und nach hatten sie mehr von ihm verlangt, und ihre Gegenleistungen waren immer geringer geworden, bis er für seine Dienste überhaupt nichts mehr bekam.

Heute hatten sie ihn zum Befehlsempfänger degradiert, den sie fest in ihrer Hand hatten. Es war ihm nicht mehr möglich, sich ihren Forderungen zu widersetzen. Es blieb ihm nur noch eines: zu kuschen und zu gehorchen.

Manson schüttete sich den Whisky in die Gurgel. Das Zeug brannte wie Feuer. Er trat ans Fenster und blickte auf die Straße hinunter. Verdammt noch mal, worauf hatte er sich da bloß eingelassen? Sie würden immer wieder Nachschub für die Arena der Verdammten von

ihm haben wollen, und ihm oblag es dann, die richtigen Personen dafür auszuwählen.

Einmal im Jahr wäre das kein allzu tiefschürfendes Problem gewesen.

Aber die Abstände wurden merklich kürzer.

Horros entpuppte sich als blutrünstiger Schlächter. Manson fuhr sich verwirrt über die Augen. Wie würde das wohl enden?

Cannon fiel ihm ein. Der verfluchte Kerl hatte ihn zu erpressen versucht. Gut, die Geschichte konnte eben noch mal geradegebogen werden, aber war das auch eine Garantie dafür, daß sie sich in einer ähnlichen Form nie mehr wiederholen würde?

Je mehr Menschen aus diesem Hotel verschwanden, desto schwieriger würde es sein, dieses Verschwinden zu vertuschen. Die Polizei hatte ja bereits Lunte gerochen. Dieser Lieutenant Jim Socco hatte eine Menge unangenehmer Fragen gestellt, und als er gegangen war, hatte Manson den Eindruck gehabt, daß der Polizist ihm kein Wort geglaubt hatte. Irgendwann in der nächsten Zeit würde Socco wahrscheinlich wiederkommen, und es würde immer strapaziöser werden, ihn zu belügen.

Aber darauf nahmen Mansons Verbündete im Jenseits keine Rücksicht.

Ihnen war es gleichgültig, was mit Hyram Manson letzten Endes geschah.

Solange er ihnen nützte, solange er gehorchte, würden sie ihn in Ruhe lassen, doch wenn es die erste Panne gab, würde er vermutlich jenen Weg gehen, den vor ihm nun schon dreizehn Hotelgäste gegangen waren.

Er konnte es drehen und wenden, wie er wollte. Eines zeichnete sich jetzt schon katastrophal am Horizont für ihn ab: das Ende in der Arena der Verdammten würde ihm wohl kaum erspart bleiben - es war ihm nur möglich, dieses Ende noch für eine Weile hinauszuschieben.

War es da ein Wunder, daß er immer häufiger zur Flasche griff?

Tag für Tag hatte er nun schon vor dem Angst, was als nächstes von drüben auf ihn zukommen konnte.

Ein geisterhaftes Knistern ließ ihn jäh herumfahren. Ihm stockte der Atem. Er verschüttete den restlichen Whisky, stand mit leerem Glas und offenem Mund da und blickte zur Tür, durch die soeben jener mumifizierte Bote aus dem Jenseits trat, dem Tony Cannon in der vergangenen Nacht gefolgt war…

***

Hundemüde lag Tony Cannon auf dem harten Lager im Kerker. Messala hatte ihn furchtbar geschunden. Wenn es hart auf hart gegangen wäre, wäre Cannon an diesem einen Tag an die hundertmal gestorben. Trotzdem zeigte sich Messala zufrieden. Er lobte seinen

gelehrigen Schüler, denn Tony machte jeden Fehler nur einmal und dann nicht wieder.

Zuletzt war es Cannon sogar schon verschiedentlich gelungen, aus der Defensive herauszukommen und anzugreifen. Natürlich hatte er Messala kein einziges Mal ernstlich gefährlich werden können, aber er hatte doch gezeigt, daß er auf dem richtigen Weg war.

Tony schob die Hände unter seinen Kopf.

Ob er gegen Horros eine Chance hatte?

Wenn Messala über den Gladiator des Grauens sprach, geschah dies immer mit großem Respekt, also mußte Horros wesentlich besser sein als der Leiter der Gladiatorenschule. Cannon schluckte trocken. Messala war Horros nicht gewachsen. Und er, Cannon, konnte Messala nicht besiegen. Das bedeutete in der logischen Folge, daß Horros mit seinem Gegner aus dem zwanzigsten Jahrhundert ein grausames Katz-und-Maus-Spiel aufführen würde.

Cannon leckte sich nervös die Lippen.

Er wußte noch nicht, für wann der Kampf in der Arena der Verdammten angesetzt war, aber eines glaubte er jetzt schon überdeutlich erkennen zu können: er würde diesen Kampf nicht überleben. Horros würde ihn genauso fertigmachen wie die zwölf Männer, die vor ihm aus dem Hotel »Residence« verschwunden waren.

Dieser Gedanke ließ Tony Cannon schaudern.

Verzweiflung kroch ihm in die Glieder.

Gab es wirklich keinen Ausweg mehr für ihn aus dieser entsetzlichen Situation? Führte ihn sein Weg tatsächlich geradewegs auf den Tod zu? Langsam übermannte ihn die Müdigkeit. Er schloß die Augen, hörte zu denken auf und schlief schließlich erschöpft ein.

Die halbe Nacht ging herum.

Plötzlich schreckte Tony Cannon aus seinem tiefen, traumlosen Schlaf hoch. Jemand stand neben seinem Lager und starrte ihn haßerfüllt an. Mit einem Ruck setzte er sich auf, und da erblickte er ihn…

Horros, den Gladiator des Grauens.

Niemand hatte Cannon gesagt, wie Horros aussah. Trotzdem wußte er augenblicklich, daß er ihn vor sich hatte. Der Gladiator hatte eine Figur wie Herkules. Die Muskeln schimmerten wie mit Bronze überzogener Stahl. Horros war ein Riese, in dem die Kräfte der Hölle wohnten. Er hatte einen Hals, so dick wie Tonys Oberschenkel, und auf diesem Hals saß… O Himmel, Cannon dachte, das müsse ein Alptraum sein. Auf diesem sehnigen Hals thronte ein bleicher, knöcherner Totenschädel. In der riesigen Rechten hielt Horros den schweren Dreizack. Die Linke war in das grobmaschige Netz verkrallt. Eine dämonische Glut leuchtete aus den schwarzen Augenhöhlen des grauenerregenden Monsters. Knarrend klafften die Kiefer nun

auseinander, und Horros ließ ein verächtliches Lachen hören, das Tony Cannon in Angst und Schrecken versetzte.

Cannons Blut stockte in seinen Adern.

»Du also bist mein nächster Gegner!« sagte der Gladiator des Grauens mit donnernder Stimme.

Cannon bemühte sich, seine heillose Furcht nicht zu zeigen. Horros sagte ihm, es gehöre zu seinen Gewohnheiten, sich seine Gegner vor dem Kampf anzusehen.

Tony wollte etwas sagen, doch seine Stimmbänder schienen gerissen zu sein. Er brachte keinen Laut über die Lippen. Fassungslos starrte er den muskelbepackten Gladiator an. Es war unmöglich, dieses Kraftpaket zu besiegen. Wie auch immer man es anstellte, man mußte Horros unterliegen, das stand für Tony Cannon in diesem schaurigen Moment außer Zweifel.

»Ich habe dich mit Messala üben gesehen«, sagte Horros dröhnend. »Du bist sein gelehrigster Schüler, aber du bist mir nicht gewachsen.« Der Dämon schlug sich mit der Faust auf den voluminösen Brustkorb. »Keiner ist Horros gewachsen!« Er starrte Cannon mit seinen glühenden Augen feindselig an und knurrte: »Ich werde dich töten, Cannon! Aber zuvor werden wir unseren Zuschauern einen vielbejubelten Kampf liefern! Bis bald!«

Die Luft fing an zu flimmern. Horros wurde transparent.

Und wenige Augenblicke später war er verschwunden. Tony Cannon saß wie erschlagen auf seinem Lager. Er blickte auf seine Hände, die furchtbar zitterten. Keine Sekunde zweifelte er daran, daß Horros ihn töten würde. Es gab nur eine Möglichkeit, das zu verhindern!

Er mußte fliehen!

***

Zamorra war vor fünf Minuten zu Bett gegangen. Plötzlich fuhr etwas wie ein Stromstoß durch seine Brust. Der heftige Impuls, den sein silberner Talisman aussandte, wiederholte sich. Alarm. Es wäre Zamorra unmöglich gewesen, dieses Warnsignal zu ignorieren. Hastig schlug er die Decke zurück. Da war etwas im Gange, worauf ihn sein Amulett mit kräftigen Zeichen aufmerksam machte.

Er glitt aus dem Bett. Nicole lag nebenan.

Er kleidete sich flott an, vermied jedes Geräusch, das Nicole stutzig machen konnte, huschte auf die Tür zu und eilte auf den Gang hinaus, ohne daß seine Assistentin davon eine Ahnung hatte. Draußen sah er sich nervös um. Mit einer schnellen Handbewegung fuhr er sich durchs dichte Haar.

Die dämonische Strahlung, die ständig in diesem Hotel vorhanden war, wie Zamorra bereits festgestellt hatte, hatte sich vervielfacht. Das bedeutete für den Professor, daß sich die Schleuse des Jenseits

geöffnet und ein Geisterwesen ins Diesseits gespien hatte.
Dieses Wesen wollte Zamorra suchen.
Er lief den nächtlichen Gang entlang, konzentrierte sich ganz auf die Ströme, die ihm sein Amulett durch den Körper jagte. Der silberne Talisman wirkte in diesem Moment ähnlich wie ein Geigerzähler. Je näher Zamorra an den Strahlenherd herankam, desto heftiger reagierte sein Amulett darauf.
Mit angespannten Nerven erreichte er die neunte Etage.
Hier war die Strahlung am deutlichsten zu spüren.
Zamorra näherte sich der Tür von Hyram Mansons Büro. Es gab nicht den geringsten Zweifel mehr. Der Hoteldirektor hatte Besuch aus dem Jenseits. Zamorra blickte sich hastig um. Er suchte eine Möglichkeit, sich zu verstecken, und entdeckte eine schmale Tür, hinter der die Reinigungsgeräte aufbewahrt wurden.
Hier legte er sich auf die Lauer.
Der Abgesandte aus dem Schattenreich würde sich nicht allzulange bei Manson aufhalten, und wenn er das Büro des Hoteldirektors verließ, wollte der Professor ihn sich kaufen…

***

Die Zeit verflog in Windeseile.
Seit dem gespenstischen Besuch von Horros in Cannons Kerker waren schon wieder zwei Tage vergangen. Messala hatte hart mit seinem Schüler gearbeitet, und er hatte ihm zahlreiche Finten beigebracht, die ihn in der Arena der Verdammten eine gute Figur machen lassen würden, doch Tony Cannon hatte sich längst entschlossen, diese Arena niemals zu betreten. Lieber sollten sie ihn auf der Flucht erschlagen.
Horros war tödlich wie ein Blitzschlag.
Cannon war nicht versessen darauf, sich den Dreizack unter dem Gejohle der blutgierigen Menge in den Leib rammen zu lassen. Er wollte fliehen, und er wußte auch schon, wie er die Sache anstellen wollte.
Schritte näherten sich der Kerkertür. Der Riegel knallte zur Seite. Die Tür wurde aufgestoßen. Einer der beiden Wächter brachte den Tonkrug, gefüllt mit köstlichem Rotwein, den Cannon verlangt hatte.
»Hier«, sagte der Geselle mit finsterer Miene. »Da hast du zu trinken. Aber wenn ich dir einen Rat geben darf… betrinke dich nicht. Messala sieht das nicht gern. Außerdem würde der Wein deine Kräfte schwächen.«
»Ich werde deinen Rat beherzigen«, sagte Cannon lammfromm. Sein Herz wollte ihm schier zum Mund heraushüpfen. Es schlug hoch oben im Hals. Er beherrschte sich nur mit großer Mühe. Sein Blick ruhte auf dem Schwert des Wächters. Messala hatte ihn gelehrt, es zu handhaben. Wenn er es nun in seinen Besitz brachte…

Der Mann wollte den Kerker wieder verlassen.
Cannon rief ihm nach: »Ich werde Horros besiegen.«
Der Wächter wandte sich mit einem mitleidigen Lächeln um. »Natürlich. Du schaffst das.«
»Ich werde seinen Platz einnehmen. Sein Tod wird mich stärken. Seine Kraft wird auf mich übergehen.«
Der Wächter nickte. »So wird es sein.« Er glaubte dem Gefangenen kein Wort, das konnte Cannon an seinen Augen erkennen, aber das störte Tony nicht.
Er sagte: »Komm. Trink mit mir auf meinen Sieg über Horros.«
Der Mann stand unschlüssig da. Tony wies auf den Krug. »Trink.«
Der Wächter grinste. »Ja. Warum eigentlich nicht.« Er kehrte um. Tony hielt ihm den Krug entgegen. Er griff mit beiden Händen danach und setzte ihn an die Lippen. Als er ihn hochhob, schlug Cannon blitzschnell mit der Handkante zu. Der Mann gurgelte verstört. Der Krug fiel ihm aus den Händen. Er taumelte mit schmerzverzerrtem Gesicht zurück, fluchte, wollte sein Schwert aus der Scheide reißen, doch da war Cannon schon heran, und sein Schwinger warf den Römer mit großer Kraft zu Boden.
Cannon zögerte keine Sekunde. Er ergriff das Schwert.
Der Wächter wollte sich aufrappeln. Cannon streckte ihn mit einem Fußtritt nieder und hetzte aus dem Kerker. Rasch schloß er die schwere Holztür. Den Weg in die Freiheit hatte er inzwischen ausgekundschaftet. Er schlug ihn augenblicklich ein. Mit langen Sätzen raste er durch den schmalen, finsteren Gang. Als er dessen Ende erreichte, fing der Wächter an zu brüllen.
Cannon flog die hohen, kantigen Steinstufen hinauf.
Das Gebrüll des eingeschlossenen Wächters folgte ihm nicht nur, es eilte ihm sogar voraus, und das war verdammt schlecht. Wütend dachte Cannon, daß es besser gewesen wäre, den Mann richtig bewußtlos zu schlagen, dann hätte er diesen Radau nicht mehr schlagen können.
Cannons Herz trommelte wie verrückt gegen die Rippen.
Er wußte, daß er jetzt um sein Leben lief.
Wenn dieser Lauf von irgend jemandem gestoppt wurde, war er rettungslos verloren. Einen zweiten Fluchtversuch würde man hier zu verhindern wissen. Er hatte diese Chance nur einmal. Ihm war nicht ganz klar, wohin er fliehen wollte. Weg! schrie es in seinem Innern. Nur weg von hier! Raus aus dieser gottverfluchten Gladiatorenschule.
Und wenn er die Schule erst mal hinter sich hatte, würde er weitersehen. Irgendwo würde er sich schon verbergen können. Das hieß, daß er in diesem Jahrhundert bleiben mußte. Er würde hier leben müssen, denn er kannte den Weg zurück ins zwanzigste Jahrhundert nicht. Aber war es nicht allemal noch besser, in diesem

Jahrhundert zu leben, als in der Arena der Verdammten auf eine grauenvolle Art zu sterben?

Atemlos erreichte er das Ende der Treppe.

Da stellte sich ihm mit einemmal ein Römer mit gezogenem Schwert in den Weg. Cannon preßte die Kiefer aufeinander.

Laß dich nicht aufhalten. Du mußt weiter! sagte er sich. Weiter! Sonst bist zu verloren!

Das erbeutete Schwert in seiner Rechten sauste nach vorn. Ein gurgelnder Schrei. Der Mann kippte zur Seite.

Tony jagte weiter.

Jemand brüllte seinen Namen. Das war Messala. Vier Römer nahmen die Verfolgung auf. Er sah sich nicht um, rannte über einen freien Platz, auf eine hohe Mauer zu, die er überklettern mußte. Dahinter lag die Freiheit, das Leben!

Hier drinnen wurde er nur auf den Tod vorbereitet.

Keuchend erreichte er die Mauer.

Da fielen sie von allen Seiten über ihn her. Sie droschen mit harten Fäusten auf ihn ein. Sie umklammerten seine Beine, warfen ihn zu Boden, drückten ihn darauf nieder. Er schrie und fluchte. Er schlug wie irr um sich, trat nach den Römern, deren Zahl schnell zunahm…

Es waren einfach zu viele.

Sie knieten sich auf ihn, als wollten sie ihm alle Luft aus den Lungen drücken. Er konnte sich bald nicht mehr bewegen, mußte verbittert erkennen, daß er verloren hatte.

Die Flucht war mißlungen. Man riß ihn hoch.

Messala kam mit zornfunkelnden Augen auf ihn zu. »Du bist verrückt!« schrie der Leiter der Gladiatorenschule ihn wütend an. »Völlig verrückt! Du hättest wissen müssen, daß eine solche Flucht niemals gelingen kann. Du bist nicht der erste, der das versucht hat. Es ist noch keinem gelungen. Ich habe dich für klüger gehalten. Das war sehr unvernünftig von dir.«

»Spar dir deine Predigt, Messala!« keuchte Cannon gereizt. »Ich will sie nicht hören.«

»Weißt du, welche Strafe auf einen solchen Fluchtversuch steht?« schnarrte Messala aggressiv.

»Nein!« antwortete Cannon trotzig.

»Zwanzig Peitschenhiebe!«

Auf einen knappen Wink von Messala wurde Tony Cannon fortgeschleift.

***

Der Bote des Grauens lachte höhnisch, als er sah, wie heftig Hyram Manson seinetwegen erschrak. »Deine Nerven sind angegriffen, wie?«

Manson stellte das leere Glas weg und schob die Hände unruhig in

die Taschen. »Weshalb kommst du heute schon wieder?«

»Ich bin hier anscheinend nicht gern gesehen«, sagte der mumifizierte Kerl mit der römischen Toga eisig.

Manson preßte die Lippen fest aufeinander. Am liebsten hätte er es dem Spuk ins grauenvolle Gesicht geschrien, daß er genug von ihm hatte, daß er ihn endlich in Ruhe lassen solle, daß er nichts mehr für die Dämonen tun wolle. Aber er hatte entsetzliche Angst davor, auch nur eine Silbe von diesen gefährlichen Gedanken verlauten zu lassen. Deshalb ließ er so verbissen den Mund geschlossen.

Die unheimliche Gestalt kam näher. »In diesem Hotel wohnt ein Gast, den du so schnell wie möglich wieder loswerden solltest, Manson!« sagte der Bote schneidend.

»Welchen Gast meinst du?« fragte Manson heiser.

»Professor Zamorra.«

»Seit wann wohnt er hier?«

»Seit heute.«

»Und weswegen soll ich ihn vor die Tür setzen?«

»Er ist unser gefährlichster und erbittertster Feind«, antwortete der Bote aus dem Jenseits scharf. »Er trägt ein Amulett, das ihn stark macht. Stärker als dich und deinesgleichen. Mit diesem Amulett hat er schon großen Schaden angerichtet. Er ist hier eingezogen, um das Geheimnis dieses Hotels zu lüften. Wir wollen ihn nicht hier haben, verstehst du?«

Manson nickte schnell. »Ja. Ja, natürlich. Aber wie soll ich…«

»Streng dein lahmes Gehirn ausnahmsweise einmal an!«

»Wenn dieser Zamorra so gefährlich ist, wie du sagst, wird er sich von mir wohl kaum auf die Straße setzen lassen.«

»Es ist deine Sache, wie du das anstellst.«

Manson seufzte verzweifelt. »Das sagt sich so leicht.«

»Horros ist zornig!« sagte der Bote des Grauens warnend. »Du weißt, was das bedeutet. Ihm gefällt es, mit Männern aus deiner Zeit zu kämpfen. Er möchte sich das nicht von Zamorra verderben lassen, deshalb wirst du den Professor und seine Assistentin so schnell wie möglich abwimmeln. Das ist ein Befehl, den ich dir von Horros überbringen soll. Die Ausführung der Order bleibt dir überlassen…« Die Spukgestalt starrte Manson durchdringend an. »Ich brauche dir wohl nicht extra zu sagen, welche Strafe auf Befehlsverweigerung steht, Hyram Manson!«

Dem Hoteldirektor standen vor Schreck die Haare zu Berge.

»Nein!« stöhnte er gequält. »Nein. Natürlich nicht!«

***

Er blieb bei seiner Gewohnheit, durch die geschlossene Tür zu gehen. Nun huschte der grauenerregende Bote den Gang entlang, um dorthin

zurückzukehren, woher er vor kurzem in dieses New Yorker Hotel gekommen war. Seine Mission war erfüllt. Der Rest lag nun bei Hyram Manson. Sollte er nicht nach dem Willen der Dämonen spuren, würde man ihn abberufen und durch einen fähigeren Mann ersetzen, das war gar kein Problem. Und Manson würde ein qualvolles Ende nehmen.

Der Unheimliche erreichte die Tür, hinter der sich die Kammer für Reinigungsgeräte befand.

Ahnungslos wollte er daran vorbeieilen.

Da flog die Tür urplötzlich auf, und ein hochgewachsener, breitschultriger Mann federte aus dem Raum - Professor Zamorra!

Der unheimliche Kerl blieb wie angewurzelt stehen. Wütend knirschte er mit den gelben Zähnen, während sich sein mumifizierter Schädel rot färbte. Das Glühen seiner furchtbaren Gespensteraugen verdoppelte sich. Zamorra konnte die Hitze spüren, die ihm von diesen Augen entgegenschlug. Er wich jedoch keinen Millimeter vor der schrecklichen Erscheinung zurück.

»Zamorra!« fauchte der Unhold.

»Ganz recht!« knurrte der Professor furchtlos. »Ich bin Zamorra!« Sein Hemd war bis zum Nabel offen. Auf seiner kräftigen Brust leuchtete der silberne Talisman, der an einer dickgliedrigen Kette baumelte.

»Du hast verflucht viel Mut!« zischte der Bote aus dem Schattenreich.

»Es gehört nicht viel Mut dazu, dir in den Weg zu treten!« erwiderte Zamorra geringschätzig. »Du bist nur ein kleiner, unbedeutender Laufbusche, dazu verdammt, sein Leben lang die niedrige Arbeit zu tun!«

Kleine blaue Rauchwolken sickerten aus den schwarzen Nasenlöchern des rangniederen Spuks. Zamorra hatte ihn absichtlich schwer beleidigt, um ihn wütend zu machen.

»Du denkst wohl, etwas Besonderes zu sein, Zamorra!« höhnte der Bote gereizt.

»Ich stehe in jeder Beziehung über dir!« behauptete der Professor überheblich.

»Ich werde dir das Gegenteil beweisen!« fauchte der Unheimliche wutentbrannt.

Zamorra spannte die Muskeln an. »Okay. Komm und greif mich an! Ich mache Knochenmehl aus dir!«

»Du armer Irrer hast nicht die geringste Chance gegen mich!«

»Ich werde dich bezwingen. Und nachdem es geschehen ist, wirst du mir sagen, wohin ihr Tony Cannon geholt habt und wie ich zu ihm komme. Du bist meine Brücke. Sie führt vom Diesseits ins Jenseits. Ich werde sie mit festem Schritt überqueren. Ich werde über dich unerschrocken meinen Weg ins Schattenreich gehen und Tony Cannon ins Diesseits zurückholen!«

Der Bote lachte abgehackt. »Donnerwetter, Zamorra, da hast du dir aber verdammt viel vorgenommen.«

»Nichts, was ich nicht zu verwirklichen imstande wäre!« antwortete der Professor eisig.

Der Unheimliche fauchte haßerfüllt: »Denkst du tatsächlich, daß du auch nur ein Wort aus mir herauskriegen kannst, wenn ich es nicht will?«

Zamorra lächelte kalt. »Du wirst keine andere Wahl haben, Freundchen, denn wenn du schweigst, werde ich dir so entsetzliche Schmerzen bereiten, wie sie nicht einmal du dir vorstellen kannst!«

***

Diese verfluchten Hunde. Sie hatten ihn ausgepeitscht. Mit einer langen, pfeifenden Lederpeitsche hatten sie mit aller Kraft auf ihn eingeschlagen. Er hatte die ersten Hiebe mit zusammengepreßten Kiefern hingenommen, doch dann hatte ihm der Schmerz den Mund aufgerissen, und er hatte laut zu brüllen angefangen. Doch sie hatten unermüdlich weitergemacht. Bis das Maß voll gewesen war.

Zwanzig?

Waren es wirklich nur zwanzig Peitschenschläge gewesen?

Er hatte geglaubt, sie hätten hundertmal auf ihn eingeschlagen. Irgendwann war er ohnmächtig geworden, als er die wahnsinnigen Schmerzen nicht mehr ertragen konnte. Und er war erst wieder zu sich gekommen, als man ihm einen Eimer kalten Wassers ins Gesicht schüttete.

Jetzt lag er wieder im Kerker.

Und zwar auf dem Bauch, denn sein Rücken war von häßlichen Striemen übersät. Messala war da. Cannon hatte demonstrativ den Kopf abgewandt und starrte mit haßsprühenden Augen die Wand an. Auf Messalas Geheiß hatten sie seine Wunden mit Salben behandelt. Man wollte ihn so rasch wie möglich wieder auf die Beine bringen, wollte ihn fitkriegen für den Kampf mit Horros.

Messala schüttelte zornig den Kopf. »Flucht!« sagte er verächtlich. »Das war deiner nicht würdig, Tony Cannon! Ich habe dich für einen mutigen Mann gehalten! Für einen Mann, der dem Kampf nicht ausweicht, wo immer er ihm begegnet. Du hast wie eine feige Memme gehandelt. Ich finde das beschämend und widerlich.«

Cannons Kopf drehte sich nun doch mit einem schnellen Ruck herum. Die Bewegung schmerzte ihn höllisch, und er knirschte mit den Zähnen, während er gepeinigt aufstöhnte.

»Ich habe keine Lust, mich von Horros abschlachten zu lassen!« schrie er wütend.

»Du hast bei mir sehr viel gelernt.«

»Du weißt, daß das niemals ausreicht, um Horros zu besiegen, also

was soll das lächerliche Theater!«
»Es war ein großer Fehler zu fliehen!« stellte Messala vorwurfsvoll fest.
»Mein Gott, was habe ich in meinem Leben nicht schon alles falsch gemacht!« entgegnete Cannon und lachte gallbitter auf. »Mein größter Fehler war, Hyram Manson zu erpressen. Deswegen bin ich hier gelandet…«
»Du hättest dich in dein Schicksal fügen müssen. Die zwanzig Peitschenhiebe haben dich schwer entkräftet - und der große Kampf steht kurz bevor! Ich fürchte, nun wirst du in der Arena der Verdammten doch nicht die Figur machen, die ich mir von dir erhofft habe. Das ist schade, Tony Cannon. Sehr, sehr schade!«

***

Der Angriff kam unvermittelt. Zamorra reagierte nicht schnell genug und kassierte einen knochenharten Schlag, der ihn gegen die Wand schleuderte. Fauchend setzte der Bote des Grauens nach. Seine Fäuste, über die sich eine runzelige Mumienhaut spannte, trafen den Professor zwei weitere Male verflucht schmerzhaft, ehe dieser sich auf seinen Gegner eingespielt hatte.
Jetzt riß Zamorra sein Bein hoch.
Er rammte es dem Spuk in den Bauch.
Der Bote tanzte mit hochfliegenden Armen zurück. Die Wut, die in ihm dampfte, kam in immer dichteren Rauchschwaden aus seinen Nasenlöchern und quoll nun auch schon aus seinem aufklaffenden Mund.
»Ich werde, dich vernichten, Zamorra!« schnaubte die Bestie.
»Keine leeren Versprechungen!« höhnte der Professor. Den nächsten Angriff des Geisterwesens hatte er bereits von Anfang an unter Kontrolle. Der Bote sauste auf ihn zu. Zamorra ließ ihn kommen, zuckte dann blitzschnell zur Seite, faßte in die weiße Toga, hob den Unheimlichen kraftvoll aus und schmetterte ihn dann mit großem Schwung auf den Boden.
Ehe das Scheusal sich aufrichten konnte, war Zamorra über ihm.
Er hatte sein Amulett so schnell abgenommen, daß man seiner Handbewegung kaum folgen konnte. Dann ließ er sich mit den Knien auf das Kreuz des Spuks fallen, und im selben Augenblick schlang er dem Kerl die Silberkette seines Talismans um den dürren Hals.
»Wer wird nun wen vernichten?« keuchte Zamorra.
Der Bote aus dem Jenseits versuchte verzweifelt, die Kette von seinem Hals zu reißen, doch Zamorra zog sie gnadenlos zusammen. Er wußte, daß die magischen Kräfte, die in seinem Amulett wohnten, dem Horrorwesen nun unsagbare Schmerzen zufügten.
Der Spuk riß sein häßliches Maul auf. Er begann, tonlos zu brüllen.

Das sah ganz eigenartig aus. Der Kerl pumpte immer wieder seine Lungen auf und schrie dann mit offenem Mund, ohne daß auch nur ein Laut zu hören war. Zamorra ahnte, wo diese Schreie vernommen werden würden: drüben!

Der Bote rief seine Verbündeten zu Hilfe, doch es war fraglich, ob sie ihn noch retten konnten, denn Zamorras Amulett hatte bereits mit seinem zerstörerischen Werk begonnen.

»Wo ist Tony Cannon?« fragte der Professor scharf.

Der Bote stieß weiterhin diese tonlosen Schreie aus.

»Sag mir, wie ich zu ihm komme!« verlangte Zamorra mit schneidender Stimme, doch der Spuk gehorchte nicht. »Wo befindet sich die Schleuse ins Jenseits?«

Nichts.

Nur diese unhörbaren Hilferufe.

Und dann geschah plötzlich etwas Unglaubliches. Der Körper des unheimlichen Boten schwoll an. Es war so, als würde man in eine aufblasbare Puppe mit zuviel Druck mehr Luft hineinpumpen, als sie vertragen konnte. Die Folge davon war, daß der Häßliche innerhalb eines Sekundenbruchteils aufquoll und zerplatzte. Nichts blieb von ihm übrig. Er war so verschwunden wie eine Seifenblase, die gegen ein Hindernis stieß.

Zorn übermannte Zamorra.

Kein Wort hatte ihm der verdammte Kerl verraten.

Das bedeutete, daß alle Anstrengungen vergebens gewesen waren. Zamorra stand in diesem unheilvollen Fall nach wie vor am Beginn. Jedenfalls dachte er das, als sich der Bote aus dem Jenseits unter seinen Händen in nichts aufgelöst hatte, ohne das preiszugeben, was er so begierig wissen wollte.

Doch nun richtete sich der Professor langsam auf.

Und im selben Augenblick traf ihn der Schock!

Er war von lauter Spiegeln umgeben…

***

Da die Tage im Jenseits viel schneller vergingen als im Diesseits, erholte sich Tony Cannon schon bald von den gnadenlosen Peitschenhieben. Messala nahm ihn wieder hart her. Er gab seinem gelehrigen Schüler den allerletzten Schliff, denn es fehlte nicht mehr viel bis zum großen Kampf.

Cannon konnte nun schon äußerst geschickt rochieren.

Auf billige Tricks fiel er jetzt nicht mehr herein.

Wenn Messala versuchte, ihn mit dem Netz zu Fall zu bringen, sprang er federnd darüber und setzte seinerseits zum Angriff an. Die Rammstöße des Dreizacks hatte er exakt zu erkennen gelernt. Er vermochte, ihnen nicht nur rechtzeitig auszuweichen, es war ihm

darüber hinaus auch möglich, gefährlich zu kontern.

»Einen Schüler wie dich werde ich wohl nie mehr wiederbekommen«, sagte Messala bedauernd. »Du hast unwahrscheinlich schnell gelernt.«

Cannon lächelte kurz. »Ich mußte mir soviel wie möglich aneignen… Horros war vor ein paar Tagen nachts in meinem Kerker…«

Messala nickte. »Das tut er immer. Er will seinen nächsten Gegner begutachten.«

»Er sagte, er würde mich töten.«

»Es kann nur einen Sieger geben.«

Cannons Zunge huschte über die Lippen. »Angenommen, es gelingt mir, Horros, den großen Gladiator des Grauens, zu besiegen. Was würde in diesem Fall mit mir geschehen? Würde ich dann seinen Platz einnehmen? Oder würde man mir die Freiheit wiedergeben?«

Messala betrachtete seine Sandalen und erwiderte mit gesenkter Stimme: »Es gibt niemanden, der Horros besiegen könnte. Schlag dir das aus dem Kopf. Das schaffst du nicht. Wenn du die Arena der Verdammten betrittst, gibt es für dich nur eines: ehrenvoll kämpfen und… würdevoll sterben!«

Bei diesen entsetzlichen Aussichten krampfte sich Cannons Magen schmerzhaft zusammen.

***

Zamorra sah sich selbst, so wie sich Tony Cannon kurz vor seinem Verschwinden erblickt hatte. Die Spiegelbilder machten Zamorras Bewegungen nur bedingt mit. Im allgemeinen taten sie das, was ihnen beliebte, als wären sie selbständige Menschen aus Fleisch und Blut.

Er hörte ihr spöttisches Gelächter.

»Dummkopf!« riefen sie. »Wie kann man nur so verrückt sein, das Schicksal so leichtsinnig herauszufordern?«

»Ich fürchte mich nicht vor dem, was passieren wird!« erwiderte Zamorra frostig.

»Du wirst sterben!«

»Das werde ich zu verhindern wissen.« Damit löste Zamorra ein neuerliches Gelächter aus.

»Hört nur, was Zamorra sagt!« riefen die Spiegelbilder einander zu. »Er ist seinem Ende so nahe wie nie, und dennoch kann er es nicht lassen, den Mund so voll wie immer zu nehmen… Es geht bergab mit dir, Zamorra. Wir alle werden dich auf deinem Weg in die Hölle begleiten. Der Satan wird ein großes Fest geben, wenn du tot bist!«

»Wo ist Tony Cannon?« fragte Zamorra die Spiegelbilder furchtlos.

»Der befindet sich bereits in den Dimensionen des Grauens.«

»Zeigt mir den Weg dorthin!« verlangte Zamorra scharf.

»Diesen Wunsch erfüllen wir dir gern!«

»Wohin muß ich gehen?«

»Nicht so eilig!« lachten die Spiegelbilder. »Wir werden dich in uns aufnehmen.«

Zamorra erkannte, daß sich der Spiegelring immer dichter um ihn schloß.

»Von dort, wohin wir dich nun bringen, gibt es keine Rückkehr mehr, Zamorra, das ist dir doch wohl klar. Du wirst da drüben in den Ewigkeiten des Bösen jenen Tod finden, den der Fürst der Finsternis dir seit langem schon zugedacht hat.«

Zamorra hob mit festem Blick den Kopf und sagte eisig: »Ich bin bereit.«

***

Von großer Unruhe befallen, öffnete Nicole Duval die Augen. Es war ihr unmöglich einzuschlafen. Ärgerlich rollte sie sich auf den Rücken, verspürte den Wunsch nach einer Zigarette, knipste die Nachttischleuchte an, schüttelte ein Stäbchen aus der Packung und brannte es an. Sie rauchte mit tiefen Zügen und fragte sich, wodurch ihre Unruhe hervorgerufen wurde. Sorgte sie sich etwa um Zamorra? Kaum war ihr dieser Gedanke gekommen, da wußte sie, daß dies der Grund für ihre Angespanntheit war.

Sie lauschte.

Nebenan herrschte absolute Stille.

Behutsam verließ Nicole ihr Bett. Sie schlüpfte in ihren Schlafrock und drückte die Zigarette im Ascher aus, ehe sie auf Zehenspitzen auf die Tür zuschlich, die die beiden Schlafzimmer miteinander verband. Gespannt legte sie ihr Ohr ans Holz und erwartete, Schlafgeräusche zu vernehmen, doch sie konnte nichts hören. Das beunruhigte sie so sehr, daß sie sich entschloß, die Tür einen kleinen Spalt zu öffnen.

Erstaunt stellte sie fest, daß Zamorra nicht in seinem Bett lag.

Seinen Pyjama hatte er auf die Decke geworfen.

Das Zimmer war leer. Nicole trat unvermittelt ein und machte nervös Licht. »Chef!« rief sie mit gedämpfter Stimme. »Chef?«

Keine Antwort. Zamorra war nicht im Living room und nicht im Bad. Nicole stand ratlos in der Suite. Hatte sie instinktiv gespürt, daß er weggegangen war? Wohin hatte er sich begeben, ohne sie davon in Kenntnis zu setzen? Hatte er sich etwas vorgenommen, das eine gewisse Gefahr in sich barg? Hatte er sie deshalb nicht beunruhigen wollen?

Nicole öffnete die Tür zum Gang.

Draußen herrschte die Stille, die man um diese Zeit erwarten durfte.

Entschlossen verließ Nicole die Suite. Sie fuhr mit dem Fahrstuhl zur zehnten Etage hoch und klopfte bei Tanja Solares. Die Tänzerin war noch angekleidet. Sie sah sich das TV-Nachtprogramm an.

»Entschuldigen Sie die Störung, Miß Solares«, sagte Nicole mit einem

kleinen Lächeln. »Ist Professor Zamorra bei Ihnen?«
Tanja sah Nicole erstaunt an. »Nein. Hier ist er nicht. Bitte, kommen Sie doch herein, Miß Duval.«
»Vielen Dank.«
»Was ist passiert?« fragte die Tänzerin, von Nicoles Unruhe angesteckt.
»Zamorra hat die Suite verlassen, ohne ein Wort zu sagen. Das ist normalerweise nicht seine Art. Ich meine, er muß sich bei mir zwar nicht abmelden, aber er informiert mich zumeist von dem, was er vorhat, damit ich Bescheid weiß…«
Tanja schaltete den Fernseher ab. »Möchten Sie was trinken?«
»Ja, bitte.«
»Glauben Sie, daß dem Professor etwas zugestoßen ist?« fragte die Tänzerin besorgt.
Nicole seufzte geplagt. »In diesem Hotel scheinen mir so viele unmögliche Dinge möglich zu sein… Professor Zamorra kann zwar sehr gut auf sich selbst aufpassen - aber ich kann nun mal nicht anders, ich mache mir in solchen Fällen immer wieder Sorgen um ihn.«

***

Jemand tätschelte seine Wangen. Er schlug die Augen auf und sah zunächst eine blakende Fackel - und dann schob sich das Gesicht eines Mannes davor. Zamorra setzte sich verwirrt auf. Der Mann mit dem schwarzen, vollen Haar und den dunkelbraunen warmen Augen lächelte ihn an. »Wo bin ich?« fragte Zamorra benommen.
»Es hat Sie in die Vergangenheit verschlagen«, sagte der Mann. »Genau wie mich. Wir schreiben das Jahr 164 vor Christus. Kommen Sie auch aus dem Hotel ›Residence‹?«
»Ja«, nickte Zamorra. »Heißen Sie Cannon? Tony Cannon?«
Der Mann sah den Professor erstaunt an. »Allerdings.«
»Ich bin Professor Zamorra. Ich habe Sie gesucht.«
»Mich?« fragte Cannon verwundert. Ernst fügte er hinzu: »Es wäre besser für Sie gewesen, Sie hätten mich nicht gefunden, Professor.«
Zamorra erzählte den bisherigen Verlauf des mysteriösen Falles. Er sprach von Jim Socco, der seinem Freund Bill Fleming gegenüber erwähnt hatte, daß aus dem Hotel »Residence« laufend Menschen verschwinden würden, er sprach über seine Person und darüber, welche Absicht er mit dieser Einquartierung in das gefährliche Hotel verfolgt hatte. Als der Name Tanja Solares fiel, senkte sich ein grauer Schleier über Cannons Augen.
Heiser sagte er: »Ich werde sie wohl nie mehr wiedersehen.«
»Erzählen Sie mir, was hier läuft, Tony«, verlangte Zamorra drängend.

»Wir befinden uns hier in der angesehensten Gladiatorenschule des römischen Reiches, die unter der Leitung eines Mannes namens Messala steht«, erklärte Cannon mit einem bitteren Zug um den Mund. »Jene Männer, die aus dem Hotel ›Residence‹ verschwanden, landeten alle hier in diesem Kerker und wurden von Messala für einen Gladiatorenkampf ausgebildet, den sie niemals gewinnen konnten.«

»Wieso nicht?«

»Weil ihr Gegner viel zu stark war. Auch ich werde diesem blutrünstigen Schlächter gegenübertreten müssen. Und nach mir werden Sie dieser verdammten Bestie vorgesetzt werden.«

»Wie heißt der Bursche?« fragte Zamorra mit geballten Fäusten.

»Sie nennen ihn Horros, den Gladiator des Grauens. Er ist kein Mensch. Er ist ein grausamer Dämon, für den es kein größeres Vergnügen gibt, als zu töten.«

Zamorra blickte auf die reichlich gedeckte Tafel.

Cannon lachte hart. »Damit Sie nicht vom Fleisch fallen. Man wird Sie tagelang mit den leckersten Köstlichkeiten füttern - und dann wird Horros Sie mit seinem verdammten Dreizack aufspießen!«

Zamorra legte Cannon die Hand auf den Arm. »Tony, solange wir atmen, sollten wir die Hoffnung nicht aufgeben.«

»Schöne Worte, Professor. Aber in dieser Welt nützen sie nichts. Hier warten nur noch Leid und Tod auf uns.«

»Wissen Sie, daß Tanja Sie liebt?«

Cannon knirschte mit den Zähnen. »Ich liebe sie auch. Mehr als mein Leben. Ich würde meinen rechten Arm dafür hergeben, wenn ich sie noch einmal sehen dürfte.«

»Sie werden sie wiedersehen, Tony, das verspreche ich Ihnen!« sagte Zamorra ernst.

Cannon schüttelte hoffnungslos den Kopf. »Nein, Professor. Es hat keinen Sinn, sich etwas vorzumachen. Wir müssen den Tatsachen ins Auge sehen, selbst wenn sie noch so bitter für uns sind. Wir können nichts mehr tun. Es ist für alles zu spät. Meine Zukunft endet in dem Augenblick, wo ich Horros in der Arena der Verdammten gegenüberstehe…«

»Wann soll der Kampf stattfinden?« wollte Zamorra wissen.

»Morgen«, antwortete Cannon, und dann drehte er schnell den Kopf zur Seite, damit Zamorra die Tränen nicht sehen konnte, die ihm in die Augen schossen.

***

Am nächsten Tag erschien Messala, begleitet von zwei Wächtern. Er würdigte Zamorra keines Blickes, legte Schwert und Schild auf den Tisch und winkte mit finsterer Miene Cannon zu sich. Man reichte Tony ein braunes Lederhemd, das er später überziehen sollte. Im

Augenblick hielt er es in seinen Händen. Messala fragte: »Wie fühlst du dich?«
»Meine körperliche Verfassung ist ausgezeichnet.«
»Fein.«
»Dafür hat mein Nervenkostüm große Löcher«, sagte Cannon heiser.
Messala ignorierte diese Worte. Mit fester Stimme sagte er: »Wenn du die Arena der Verdammten betrittst, denk an das, was ich dir beigebracht habe! Du hast sehr viel gelernt. Spiele es gegen Horros aus. Laß dich nicht gleich am Anfang von ihm überrumpeln, hörst du? Gib vor allem auf sein Netz acht.«
Cannons Augen wurden schmal. »Ich werde ihm einen erbitterten Kampf liefern, verlaß dich drauf, Messala.«
»So ist es richtig«, nickte der Römer begeistert. »Laß dich nicht zu schnell unterkriegen. Zeig den Zuschauern, daß du aus einer hervorragenden Gladiatorenschule kommst!«
»Auf wessen Seite steht das Publikum eigentlich?« wollte Cannon wissen.
»Es steht immer auf der Seite des Stärkeren.«
»Also auf Horros' Seite.«
Messala nickte knapp. »Aber die Leute wissen gute Leistungen zu würdigen. Ich bin sicher, dein Kampf wird sie begeistern. Ich werde ganz gewiß stolz auf dich sein können!«
Stolz auf einen Todgeweihten! dachte Cannon verzweifelt. Zamorras Optimismus in allen Ehren, aber hier ist er absolut fehl am Platz, denn der Tod ist bereits auf Armlänge herangekommen.
»Mach dich fertig!« verlangte Messala drängend. »Ich werde dich in einigen Augenblicken abholen!«
Die Römer verließen den Kerker, und Tony Cannon warf Zamorra einen Blick zu, der dem Professor zu verstehen gab, daß er nunmehr jede Hoffnung fahrengelassen hatte…

***

Zamorra riß die blakende Fackel aus dem massiven Eisenring. Er zeichnete damit einen Kreis von zwei Metern Durchmesser auf den erdigen Boden, sprach mit gedämpfter Stimme mehrere Formeln der Weißen Magie und brachte um den Kreis herum zahlreiche kabbalistische Zeichen an, die er mit Pentagrammen verband. Dieselben Zeichen wiederholte er in der gleichen Reihenfolge auf dem Schild, den Messala gebracht hatte.
»Was soll der Hokuspokus?« fragte Cannon verdrossen. »Das hat doch jetzt alles keinen Sinn mehr, Zamorra.«
»Glauben Sie mir, ich weiß, was ich tue!« erwiderte der Professor hastig.
»Ich hab' doch keine Chance mehr!«

»Ich bin vom Gegenteil überzeugt!«

Cannon schüttelte verwundert den Kopf. »Sie geben wohl niemals auf, was?«

»Ich sehe dafür absolut keine Veranlassung«, erwiderte Zamorra kalt. »Kommen Sie her. Stellen Sie sich in diesen magischen Kreis, und verlassen Sie ihn erst wieder, wenn ich es Ihnen gestatte…«

»Hören Sie, in wenigen Minuten geht diese Tür auf, dann holt mich Messala, und ich muß mit ihm gehen!«

»Die Kräfte der Weißen Magie werden Sie schützen!«

»Mich kann nichts mehr schützen.«

»Reißen Sie sich zusammen, Tony!« sagte Zamorra schneidend. »Noch ist nichts verloren!«

Cannon holte tief Luft und ächzte dann: »Noch nicht… Aber bald, Zamorra. Sehr bald!«

***

Messala kam wieder. Er trat in den Kerker. Im nächsten Moment nahm sein Gesicht einen zornigen Ausdruck an. Wütend brüllte er Zamorra an: »Sag, was soll das?«

Zamorra trug das Lederhemd, das für Tony Cannon bestimmt war. Er hielt dessen Kurzschwert in der Rechten und den Rundschild in der Linken.

»Es ist keine Zeit für solche Späße!« schrie Messala ärgerlich.

»Dies ist kein Spaß!« erwiderte der Professor mit scharfer Stimme.

Messala wies auf Tony Cannon, der in dem von Zamorra gezeichneten Bannkreis stand und sich nicht vom Fleck rührte, wie ihm der Professor aufgetragen hatte.

»Man wartet in der Arena der Verdammten auf ihn!«

»Er wird nicht kommen!« entgegnete Professor Zamorra eisig.

Messala fletschte wütend die Zähne. »Sag das noch einmal!«

»Tony Cannon bleibt hier!« knurrte Zamorra entschieden.

Messala lachte hart. »Wie stellst du dir das vor, du Narr. Das Publikum will einen Kampf sehen…«

»Es *wird* einen Kampf sehen, Messala!« erwiderte Zamorra mit fester Stimme. »Sag Horros, daß ich gegen ihn kämpfen werde. Er wird mich akzeptieren!«

Messala schüttelte wild den Kopf. »Du hast nicht die geringste Chance gegen Horros. Frag Cannon. Wir haben viele Tage hart gearbeitet. Du kannst nicht völlig unvorbereitet in die Arena gehen. Horros würde dich auf der Stelle töten. Die Zuschauer möchten aber einen Kampf sehen. Sie werden wütend sein, wenn die Sache innerhalb weniger Augenblicke entschieden ist!«

Zamorras Blick wurde hart. »Die Zuschauer werden Zeuge eines Kampfes werden, der mit dem Tod von Horros endet!«

Messala lachte schrill auf. »Du bist verrückt. Niemand kann Horros bezwingen. Das gibt es nicht. Das wird es niemals geben.«

Zamorra blieb dabei. »Horros wird sterben! Und zwar heute!«

***

Jubel und Geschrei brandete in der Arena auf. Alle Ränge waren besetzt. Das römische Amphitheater hatte sich in einen lärmenden, brodelnden Hexenkessel verwandelt. Professor Zamorra stand mit stoischer Gelassenheit hinter einem dicken Eisengitter und wartete darauf, daß es hochgezogen wurde, damit er die Arena betreten konnte.

Er war zu jedem Opfer bereit.

Und er war entschlossen, Horros, den Gladiator des Grauens, gnadenlos zu vernichten.

Mit harter Hand umklammerte er das Kurzschwert. Die Zeichen der Weißen Magie auf dem Rundschild würden den Dämon irritieren und möglicherweise sogar ein wenig schwächen, auf jeden Fall aber im Kampf beeinträchtigen. Zamorra machte sich nichts vor. Ein schwerer Gang stand ihm bevor, und das Ende dieses Gladiatorenkampfes war völlig offen. Horros war kampferprobt und verfügte über die Kräfte der Hölle, die nicht so leicht zu brechen sein würden. Sollte Zamorra unterliegen, dann war nicht nur er verloren, sondern auch Tony Cannon. Und immer neue Menschen würden aus dem New Yorker Hotel »Residence« verschwinden, denn dann gab es keinen mehr, der Horros endlich Einhalt gebieten konnte.

Eine unsichtbare Last lag auf Zamorras kräftigen Schultern.

Er wollte nichts unversucht lassen, um den Dämon für immer zur Strecke zu bringen, und er baute auf die Kräfte der Weißen Magie, derer er sich bediente, und auf seinen silbernen Talisman, dessen Strahlen ihn Horros ebenbürtig machten.

Messala kam angelaufen.

Zamorra sah den Römer forschend an.

Messala nickte. »Er hat dich akzeptiert!«

Zamorra lächelte frostig. »Das habe ich erwartet, schließlich bin ich kein Unbekannter für ihn. Er und seinesgleichen hassen mich zutiefst, deshalb muß er mir den Vorzug geben.«

»Du wirst deinen Wahnwitz schon nach wenigen Minuten mit dem Leben bezahlen, Zamorra!«

»Spar dir deine falschen Prognosen, Messala. Ich weiß, was ich tue, und ich würde mich nicht darauf einlassen, wenn ich nicht wüßte, daß ich in der Lage bin, Horros zu besiegen!«

Messala wies auf Zamorras Amulett. »Nimm das Ding ab!«

Zamorra schüttelte energisch den Kopf. »Nein.«

»Es könnte dich beim Kampf behindern!«

»Es wird mir Glück bringen!« behauptete der Professor.
Messala grinste spöttisch. »Das wirst du brauchen.«

***

Endlich wurde das schwere, massive Gittertor hochgezogen, und Zamorra trat blinzelnd in den gleißenden Sonnenschein hinaus. Die Zuschauer jubelten ihm, dem Todgeweihten, begeistert zu. Wieder einer, der den Mut aufbrachte, sich Horros zu stellen. Dieser Mut gehörte belohnt. Man klatschte Beifall und rief Bravo. Es war ein Höllenlärm, der den Professor umbrandete. Er erreichte die Mitte der Arena und blieb da stehen.

In diesem Augenblick riß der Lärm jäh ab.

Alle Stimmen verstummten zur gleichen Zeit.

Eine bedrückende Stille breitete sich über die Arena der Verdammten, die soeben Horros, der Gladiator des Grauens, betreten hatte. Mit schweren Schritten kam er angestampft. Die Zuschauer hielten den Atem an. Ihre Augen waren gespannt auf den kraftstrotzenden Gladiator geheftet. Das Sonnenlicht funkelte auf seinen Bronzemuskeln, die hart wie Stahl aussahen. Er schleifte sein grobmaschiges Netz über den Sandboden und hielt den gefährlichen Dreizack in der sehnigen Rechten.

Zamorra betrachtete furchtlos den bleichen Totenschädel, der auf diesem schenkeldicken Hals saß. Man hätte eine Stecknadel fallen gehört, so still war es in diesem Augenblick.

Horros' Sandalen knirschten über den Sand.

Und dann baute sich der schreckliche Dämon breitbeinig vor Zamorra auf. Die teuflische Glut aus Horros' Augen traf Zamorra voll, vermochte ihm jedoch keine Angst einzujagen. Er wußte, daß die Möglichkeit bestand, Horros zu vernichten. Der Gladiator des Grauens war nicht unbesiegbar, wie es allgemein hieß. Auch ihm waren Grenzen gesetzt. Auch er war verwundbar - mit Hilfe der Weißen Magie und den enormen Kräften, die in Zamorras Amulett wohnten.

»Professor Zamorra!« höhnte der Dämon mit knarrenden Kiefern. »Welch große Überraschung. Ich kann dir gar nicht sagen, wie ich mich über diese Programmänderung freue.«

»Ich werde dich töten, Horros!« sagte Zamorra eisig.

»Ich bin froh, daß du statt Cannon gekommen bist. Als Messala mir diesen Vorschlag machte, war ich sofort einverstanden. Gibt es einen Dämon, der sich nicht wünscht, gegen Zamorra zu kämpfen?«

»Vielen wurde dieser Wunsch bereits erfüllt - sie mußten ihr unseliges Leben lassen. Und heute bist du dran, Horros!« sagte Zamorra scharf.

Der Dämon lachte amüsiert. »Was macht dich so verdammt zuversichtlich, Zamorra? Ich bin mein Leben lang Gladiator gewesen.

Du hast von dieser Art des Kampfes nicht die geringste Ahnung. Messala verriet mir, daß er keine Möglichkeit hatte, dich auf diesen Kampf vorzubereiten. Ich werde mit dir mein grausames Spiel spielen. Ich werde dich unermüdlich durch diese Arena hetzen, und wenn du vor Erschöpfung zusammenbrichst, werde ich dir diesen Dreizack in deinen verdammten Leib stoßen!«

Sie trennten sich mit angespannten Muskeln.

Augenblicke später begann der Kampf.

***

Keuchend rollte Zamorra über den Sandboden. Zum x-tenmal hatte der Dämon ihn nun schon zu Fall gebracht, und zweimal hatte er große Mühe gehabt, sich vor dem niedersausenden Dreizack in Sicherheit zu bringen. Seine Lungen brannten, als wäre in ihnen ein Feuer ausgebrochen. Er mußte alle seine Kräfte aufbieten, um die höllischen Angriffe Horros' zu parieren.

Es war ein viel umjubelter Kampf.

Zamorra drosch respektlos nach dem Totenschädel des Dämons. Er versuchte, ihm das Schwert in den Bauch zu rammen, doch Horros war unglaublich wendig. Es gelang ihm immer wieder, mit federnden Sprüngen der Schwertklinge auszuweichen. Und dann schleuderte er erneut das Netz nach Zamorras Beinen.

Der Professor sprang hoch, das Netz sauste unter ihm durch, kam aber von der anderen Seite zurück, schlang sich um seine Beine und riß ihn blitzartig zu Boden. Die Menge hielt den Atem an.

Zamorra versuchte, sich freizustrampeln. Fauchend riß Horros den Dreizack hoch. Er stach zu. Zamorra deckte seinen Körper mit dem Schild. Als der Dreizack gegen den Rundschild prallte, fuhr die Kraft der Weißen Magie wie ein Blitzschlag in den Arm des Dämons.

Horros stieß einen heiseren Schrei aus und machte einen entsetzten Satz zurück. Zamorra federte sofort wieder auf die Beine, während der Dämon die schwarzen Zeichen auf dem Schild verdattert anstarrte. Er hatte plötzlich großen Respekt davor und wußte, daß er sie nicht noch einmal berühren durfte, denn dieser eine Schlag hatte ihm sehr viel von seiner Substanz geraubt.

Er war für wenige Augenblicke in die Defensive gedrängt.

Das brüllende Publikum stand sofort in Zamorras Lager und feuerte den Professor tobend an. So etwas hatte es hier noch nicht zu sehen gegeben. Horros angeschlagen. Das war einmalig, phantastisch, großartig.

Beherzt griff Zamorra den geschwächten Dämon an.

Aber Horros erholte sich erschreckend rasch wieder, und nun wollte der Dämon mit seinem Gegner kurzen Prozeß machen. Schon auf die erste Finte fiel der ungeschulte Professor herein. Horros deutete einen

Angriff an, und als Zamorra sich anschickte, die Attacke zu parieren, flog ihm in Gedankenschnelle das Netz des Dämons über den Kopf. Das Ding war klebrig. Sofort war Zamorra klar, daß es sich hierbei um kein gewöhnliches Netz handelte. Es war mit magischen Kräften ausgestattet, war elastisch und dem Netz einer Spinne nicht unähnlich.

Im Bruchteil einer Sekunde hatte sich Zamorra darin rettungslos verstrickt.

Horros schleuderte seinen Gegner lachend zu Boden.

Das Geschrei der Zuschauer verstummte. Schweißüberströmt lag der Professor im Sand. Horros genoß den großen Triumph. Er blies seinen mächtigen Brustkorb auf und hob den bleichen Totenschädel. Den schweren Dreizack zum Todesstoß erhoben blickte der Dämon zu den Zuschauerrängen.

Die Leute zögerten einen kurzen Moment, aber dann streckten sie dem Gladiator des Grauens ihre Fäuste entgegen - und die Daumen wiesen unerbittlich nach unten.

Das war das Todesurteil für Professor Zamorra!

***

Atemlos versuchte Zamorra, an sein Amulett heranzukommen. Dies war deshalb so schwierig, weil ihn das magische Netz unwahrscheinlich fest umklammert hielt. Als das Publikum sein Urteil über den Professor fällte, gelang es diesem, mit den Fingerspitzen das Amulett zu berühren. Er nahm es mit zitternder Hand auf und führte es an eine Masche des klebrigen Netzes heran. Kaum hatte der silberne Talisman Kontakt mit den magischen Fäden, zischte eine eiskalte grelle Stichflamme hoch, die im Nu das gesamte Netz in Brand setzte. In Windeseile pflanzte sich das kalte Feuer fort. Das Netz glühte auf, die Glut erlosch einen Lidschlag später schon, und das Netz zerfiel im selben Moment zu Asche.

Zamorra war wieder frei. Da stieß Horros zu.

Der Professor wehrte den tödlichen Stoß mit dem Rundschild ab.

Horros brüllte schmerzlich auf.

Zamorra schnellte keuchend hoch. Er schlang die Kette seines silbernen Talismans um den Griff des Kurzschwerts und drang nun - von den Zuschauern erneut angefeuert - mit wuchtigen Schlägen auf den verstörten Dämon ein. Verstärkt durch die geheimnisvolle Kraft des Amuletts vermochte das Schwert dem Dämon nun gefährliche Verletzungen zuzufügen.

Schwarzes Blut sickerte aus mehreren Wunden, die Zamorra seinem Gegner geschlagen hatte.

Horros war nun ganz klar der schwächere Gladiator. Er führte wutentbrannt ein zorniges Rückzugsgefecht mit dem Dreizack, den Zamorra ihm jedoch bereits in der nächsten Minute aus den sehnigen

Händen schlug.
Ein verblüfftes Raunen ging durch die Menge.
Horros entwaffnet! Wer hätte das jemals für möglich gehalten. Zamorras Herz machte Freudensprünge in seiner Brust. Er trat den Dreizack zur Seite und ging mit mitleidlosem Blick auf Horros zu. Der Dämon wich furchtsam zurück. Seine glühenden Augen waren auf Zamorras Schwert gerichtet, mit dem der Professor ihm in wenigen Augenblicken das unselige Leben nehmen würde.
»Dein teuflisches Spiel ist aus, Horros!« sagte Zamorra triumphierend.
»Ich gebe zu, ich habe dich unterschätzt!« fauchte Horros.
»Ihr alle unterschätzt mich!«
»Aber eines Tages wird dir einer von uns entgegentreten, dem du nicht gewachsen bist!« zischte der Dämon haßerfüllt.
»Mag sein, daß dieser Tag einmal kommen wird. Du, Horros, wirst diesen Tag jedoch nicht mehr erleben! Denn dein schreckliches Leben geht heute zu Ende!«
Es folgte ein gewaltiger Schwertstreich.
Damit trennte Zamorra den grauenerregenden Totenschädel von Horros' stählernem Rumpf. Daraufhin geschah etwas Verblüffendes: Dicke, schwarze - rußig wirkende - Schwaden quollen aus dem sehnigen Hals des Dämons. Sie krochen an dem aufrecht stehenden Körper hinab und über den Sandboden auf Professor Zamorra zu. Bald war der Meister des Übersinnlichen von dieser undurchdringlichen Schwärze restlos eingehüllt. Er konnte nichts mehr hören und nichts mehr sehen. Eine geheimnisvolle Kraft bemächtigte sich seiner.
Plötzlich fühlte er sich schwerelos.
Er schien zu schweben. Das letzte, woran er denken konnte, war Tony Cannon. Dann riß der Faden…

***

Diesmal war Zamorra es, der Cannons Wangen tätschelte, um diesen zu sich zu bringen. Tony öffnete die Augen. Seine Lider flatterten. Er blickte Zamorra verwirrt an und fragte: »Was ist geschehen, Professor? Wo sind wir?«
»Wir befinden uns im Hotel ›Residence‹«, sagte der Parapsychologe schmunzelnd.
Cannon sah sich ungläubig um und stellte fest, daß Zamorra die Wahrheit gesagt hatte.
»Wie ist das möglich?« fragte Tony verblüfft.
»Ich habe Horros vernichtet.«
»Das ist unmöglich!« stöhnte Cannon überwältigt.
Zamorra lächelte matt. »Glauben Sie mir, in den Dimensionen des Schreckens ist so gut wie nichts unmöglich, mein Lieber. Mit Horros' Tod wurde die gefährliche Verbindung, die zwischen dem Jenseits und

diesem Hotel bestanden hat, für immer getrennt. In Zukunft wird im ›Residence‹ niemand mehr etwas zu befürchten haben.«

»Ihr Verdienst, Zamorra. Ich muß gestehen, ich bin überwältigt.«

Der Professor begleitete Cannon zu Tanja Solares. Hier traf er Nicole. Weinend vor Freude sank die Tänzerin Tony in die Arme. Zamorra nahm den Telefonhörer aus der Gabel und rief Bill Fleming an. Dieser setzte sich gleich darauf mit Jim Socco in Verbindung, und Hyram Manson wurde noch in dieser Nacht vom Lieutenant festgenommen und abgeführt.

Zwei Wochen später erlebte das Hotel »Residence« eine beachtliche Blüte - natürlich unter einer neuen Leitung.

Und vier Wochen später fand in New York die Hochzeit des Jahres statt: Die Tänzerin Tanja Solares und ihr Schwarm Tony Cannon gaben sich vor dem Traualtar das Ja-Wort. Selbstredend waren Nicole Duval und Professor Zamorra zu den Feierlichkeiten herzlich eingeladen worden und gerne gekommen…

ENDE